Rund um Nostradamus.

Von Graf *Carl v. Klinckowstroem*, München.

Mit 2 Abbildungen.

Michel Nostradamus, der provenzalische Seher, wird heute noch ebenso, wie zu seiner Zeit, von den verschiedenen Parteien entgegengesetzt bewertet. Die einen sehen ihn ihm einen gottbegnadeten Seher, die anderen halten ihn für einen Scharlatan (z. B. Prof. Philarète Chasles, 1848, und Prof. Cam. Pitollet, 1914). Joh. Chr. Adelung hat ihm sogar in seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit" (7. Bd., 1789, S. 105—164) ein ausführliches Kapitel gewidmet und findet bereits scharfsinnige kritische Analysen verschiedener Deutungsversuche seiner Prophezeiungen. Wir kommen darauf zurück.

Über Nostradamus ist viel geschrieben worden. Die sibyllinische Dunkelheit seiner Vierzeiler hat viele Interpreten gereizt. Nostradamus hat bekanntlich seine Prophezeiungen in „barbarische" Verse gekleidet. So lautet schon das Urteil seiner Zeitgenossen. Die Dunkelheit seiner Sprache — Nostradamus nennt in der ersten Vorrede seine Verse selbst „escrit sous figure nubileuse" — hat er noch erhöht durch eine verzwickte Satzkonstruktion, durch Beimengung zahlreicher Provinzialismen und fremdsprachiger Brocken von symbolischer Bedeutung, durch Häufung von Anagrammen und Metaphorien usw. Er behauptet aber, alle seine Voraussagen genau durch Zahlen und Namen belegen zu können. Er tat das nicht „pour ne donner causes aux calonniateurs de me mordre" (Vorrede zum zweiten Teil der „Prophéties" [1]). Schon in seiner ersten Vorrede sagt er von seinen Prophezeiungen: „lesquelles j'ay un peu voulu rabouter obscurement". Wenn dem so ist, so hat es Nostradamus in der Tat sehr gut verstanden, sein Wissen um die Zukunft zu verschleiern.

Mit derartigen Wortspielen, wie sie Nostradamus liebt, steht er nun zu seiner Zeit keineswegs vereinzelt da. Sein Vorbild war nach F. Buget [2] der „französische Pindar", der Dichter Dorat. Man scheute sogar vor

[1]) Ich benutzte bei diesen und den folgenden Zitaten die erste Gesamtausgabe der „Prophéties": Lyon, par Benoist Rigaud, 1568. Der Text dieser Ausgabe ist der älteste und zuverlässigste. Hinsichtlich der Chronologie der ältesten Drucke, die auch von Le Pelletier nicht richtig erkannt worden ist, verweise ich auf meine bibliographische Untersuchung in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", N. F. IV, 1913, Bd. 2, S. 361—372. — Hier sei auch gleich die große kommentierende Neuausgabe von A. Le Pelletier, „Les Oracles de Michel Nostradamus", 2 Bände, Paris 1867, genannt.

[2]) Buget verdanken wir die eindringendste kritische Studie über Nostradamus. Sie ist in zahlreichen Fortsetzungen in den Jahrgängen 1860—63 des „Bulletin du Bibliophile" veröffentlicht. Wir werden diese gründliche Arbeit noch oft zu zitieren haben.

Kalauern nicht zurück, wie rabie laesus für Rabelais. Das waren damals übliche Scherze. Buget will aus dem Titel eines gegen Nostradamus gerichteten satirischen Pamphlets „Le Monstre d'Abus“ ein Anagramm des Namens des Nostradamus herauslesen. Diese Schrift gehört zu den nicht wenigen anonymen Schmähschriften, die gegen unseren Seher, der ein strenger Katholik war, aus dem Lager der Kalvinisten losgelassen wurden. Denn Nostradamus hatte schon von 1550 an jährliche Prognostikationen und Almanache erscheinen lassen, die zu Angriffen und Satiren herausforderten. Das erwähnte, 1558 erschienene, Pamphlet, in dem namentlich Nostradamus' Stil lächerlich gemacht wird, wird von Buget mit hoher Wahrscheinlichkeit dem kalvinistischen Reformator Theodor de Bèze zugeschrieben. Buget meint, Nostradamus habe sich dafür im Quatrain I, 45 seiner „Prophéties“ gerächt und sieht in den Worten „Beste en theatre“ eine Anspielung auf den Namen seines Widersachers. Auch Eduard Roesch [1]) deutet diese Stelle im gleichen Sinne, ohne dafür nähere Gründe anzugeben. Jedenfalls war Bèze einer der größten Pamphletisten der kalvinistischen Partei. Er soll auch der Verfasser des boshaften Distichons auf Nostradamus sein:

> Nostra damus cum falsa damus, nam fallere nostrum est.
> Et cum falsa damus, nil nisi nostra damus.

Andere schreiben dieses Wortspiel dem Dichter Jodelle zu.

Über die Gegner des Nostradamus wie über seine Almanache und Prognostikationen. die teilweise vor dem fragmentarischen Erstdruck seiner „Prophéties“ (1555) erschienen, kann man bei Buget (a. a. O) nachlesen. Diese Schriften sind sämtlich äußerst selten. Buget (1861, S. 661 ff.) teilt den Text des Nostradamusschen Almanachs für das Jahr 1563 mit und glaubt in der Häufung der darin prophezeiten schrecklichen Geschehnisse wie Überschwemmungen, Stürme, Erdbeben, Wunderzeichen, Pest, Hungersnot und Blutbäder, die für ein ganzes Jahrhundert gereicht hätten, eine blutige Satire auf die Astrologie zu sehen. Aus der in Prosa geschriebenen „Pronostication nouvelle“ des Nostradamus für das Jahr 1562, von der die Breslauer Universitätsbibliothek ein Exemplar bewahrt, habe ich mir den bemerkenswerten Schlußsatz notiert, der beinahe wie eine Entschuldigung klingt für den Fall, daß die Prophezeiungen nicht in Erfüllung gehen: „Fault remaistre le tout au seigneur Dieu, et ne ce fault arrester au dict des hommes. Car ils sont tous menteurs et n'y a que le Seigneur qui set tout, et a tout faict le ciel et terre et ce fault du tout adresser à lui“. Oder liegt in diesen Worten gar eine versteckte Selbstironisierung des Propheten?

Sicherlich finden sich in den „Prophéties“ des Nostradamus zahlreiche Anspielungen auf Zeitereignisse und Zeitgenossen, die wir heute nicht mehr verstehen, die aber wohl ein Grund zu mannigfachen An-

[1]) Die erstaunlichen Bücher des großen Arztes, Sehers und Schicksals-Propheten Nostradamus, ins Deutsche übertragen und dem Verständnisse aufgeschlossen von Eduard Roesch. 2 Bände, Stuttgart 1850, 2. Teil, S. 215.

feindungen gewesen sind. Der Quatrain X, 6 weist z. B. auf katastrophale Überschwemmungen der Stadt Nimes hin. Camille Pitollet[1]) hat eingehend untersucht, inwieweit etwa die Strophe auf frühere Überschwemmungen dieser Stadt paßt, wie sich eine solche im Jahre 1557 zugetragen. Pitollet spricht sich für ein vaticinium ex eventu, d. h. für eine aus der Zeittradition geschöpfte naheliegende Kombination aus. Adelung (a. a. O., S. 142 ff.) hat bereits eine Menge derartiger Beispiele gesammelt und spricht geradezu von dem Kunstgriff des Nostradamus, Begebenheiten seiner Zeit, in ein mystisches und tropisches Dunkel gehüllt, als Weis-

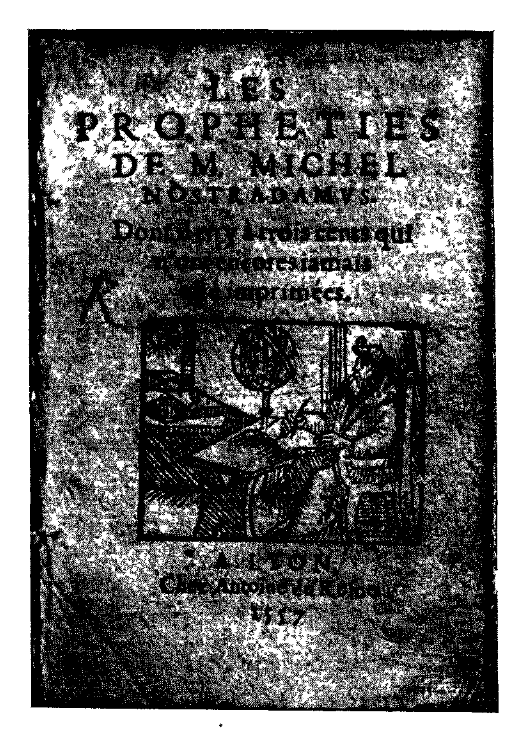

LES
PROPHETIES
DE M. MICHEL
NOSTRADAMVS.

Abb. 1. Ältester bekannter Nachdruck; enthält die Centurien 1—7.

sagungen künftiger Dinge auszugeben. Er stützt sich hier auf den „Mercure de France“, August 1724 und November 1730. Wir geben hier einige der Beispiele Adelungs wieder. Quatrain 72 der 8. Centurie lautet:

Cham Perusin ô l'enorme defaite,
Et le conflit tout auprés de Ravenne
Passage sacre lors qu'on fera la feste,
Vainqueur vaincu cheval manger la venne.

[1]) Pitollet, Nimes et Nostradamus. „Revue des Langues Romanes“, Montpellier 1914, S. 234 ff.

Das ist nach Adelung weiter nichts als eine Erwähnung der Schlacht von Ravenna von 1512, die den 11. April am ersten Ostertage stattfand. Passage sacré: das verstellte Passah oder Pasques, Ostern. Die Worte vainqueur vaincu bezeichnen den Tod des Gaston de Foix, der in diesem Treffen fiel. Ebenso bezieht sich Quatrain X, 27 auf die Eroberung Roms durch Karl V. im Jahre 1526 usw. Interessant erscheint mir Adelungs Auflösung des Quatrain IV, 32 (S. 149):

Es lieux & temps chair au poisson donra lieu,
La loy commune sera faite au contraire;
Vieux tiendra fort puis osté du milieu,
Le Panta Chiona Philon mis fort arriere.

Adelung sagt dazu: „Die ersten beiden Zeilen sagen weiter nichts, als daß man sich an gewissen Orten einige Zeit vor Ostern des Fleisches enthält. Vieux tiendra fort, der alte Papst Paul III. regierte für sein Alter lange, nämlich von 1534—1559, da er im 82. Jahre starb, ôté du milieu. Die letzte Zeile, wo das *παντα κοινα Φιλων* das erste Adagium in Erasmi (von Rotterdam) Adagiis ist, bedeutet, daß nach dem Tode dieses Papstes Zwistigkeiten unter den bisherigen Freunden entstanden, nämlich unter Heinrich II. und Karl V. wegen der Herzogtümer Parma und Piacenza“ [1]).

Zugleich zeigt Adelung an drei Vierzeilern, in denen Jahreszahlen angegeben sind (I, 49; VI, 2; III, 77), daß für diese Daten nichts zu finden sei, was eine Erfüllung bedeuten könnte.

Wie wir gesehen haben, hat Nostradamus in dem soeben zitierten Quatrain IV, 32 ein paar Worte aus dem Werk des Erasmus von Rotterdam entlehnt. Das führt uns auf die Frage der etwaigen Quellen des Nostradamus überhaupt. Es wird allgemein zugegeben, daß Nostradamus in seinen „Prophéties“ Voraussagen älterer Astrologen verwertet habe. Darauf scheint Nostradamus auch selbst hinzudeuten, wenn er in seiner ersten Vorrede sagt: „Comme plus à plein j'ay rédigé par écrit aux miennes autres prophéties“. Die Quellen im einzelnen nachzuweisen dürfte eine schwierige und wenig lohnende Aufgabe sein. Buget (1862, S. 763) weist auf eine weitere Entlehnung: in der seinem Sohn César gewidmeten ersten Vorrede findet sich inmitten der dunklen Erklärungen des Nostradamus über seine Sehergabe ein Satz, der sich als eine Übersetzung einer Stelle aus dem antiken Mysterienbuche des Jamblichus nach der Ausgabe des Marsilius Ficinus (1497) darstellt, ohne daß Nostradamus diesen genannt hätte. Eine weitere Quelle hat M. J. Schleiden in seinen „Studien“ (Leipzig 1857, 2. Aufl., S. 270 ff.) nachgewiesen: der Quatrain I, 51 ist

[1]) Die mir vorliegende Ausgabe der „Prophéties“ von 1568 hat hier in der letzten Zeile in den aus Erasmus entlehnten Worten einen Druckfehler (Chiona statt Coina), der auch in dem undatierten späteren Druck von Pierre Rigaud und somit bei Le Pelletier, der auf diesem von ihm als ältesten angesehenen Druck fußt, wiederkehrt. Pierre Rigaud, Sohn von Benoist, hat natürlich die Ausgabe seines Vaters als Vorlage benutzt. Spätere Drucke, z. B. ein Antwerpener von 1590 („choina“) und der Amsterdamer von 1668, haben den Fehler korrigiert.

nichts als eine Übersetzung einer Stelle des Astrologen und Kardinals Pierre d'Ailly aus dem Jahre 1414. Es handelt sich um eine astrologisch errechnete Prophezeiung einer großen Umwälzung im Jahre 1789, die auf die französische Revolution gedeutet wurde. Schleiden zeigt, daß diese zutreffende Voraussage auf einem astronomischen Rechenfehler beruht und richtig gerechnet die Jahreszahl 1778 ergeben würde. Übrigens können

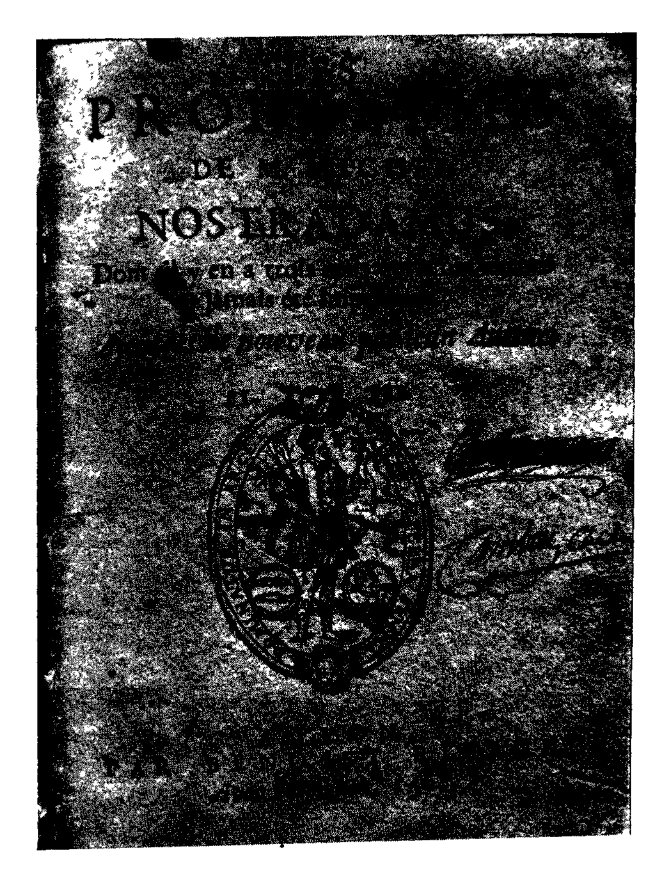


Abb. 2. Die erste Gesamtausgabe.

dem Nostradamus hier auch sekundäre Quellen vorgelegen haben, wie ein astrologisches Buch von Turrel „La période, c'est à dire la fin du monde..." 1531, oder ein anderes, 1550 in Lyon erschienenes: „Le Livre de l'Estat et mutation du temps..." (vgl. Nicoullaud [Anm. S. 96], S. 146 ff.).

Wir wenden uns nunmehr den Nostradamus-Deutern zu, die, beginnend mit dem Freund und Schüler des Sehers, Jean Aimé de Chavigny (1594), eine recht beträchtliche Literatur gezeitigt haben. Wir können sagen, daß die Deutung der meisten Quatrains sehr vage und willkürlich ist, denn die dunklen und vieldeutigen Texte lassen dem Scharfsinn

der Interpreten einen weiten Spielraum. Immerhin bleiben einige wenige Paradebeispiele, auf die die neueren Interpreten den größten Wert legen. Dazu gehörte bis jetzt der Quatrain IX, 34, in welchem man deutlich einen Hinweis auf die Gefangennahme Ludwigs XVI. und die Erstürmung der Tuilerien im Jahre 1792 erblicken wollte. Neuerdings haben nun Richard Hennig und Richard Baerwald[1]) diesen Vierzeiler derart unter die kritische Lupe genommen, daß seine Beweiskraft ein für allemal erledigt sein dürfte. Hier sei in ähnlicher Weise ein anderer berühmter Quatrain analysiert: I, 35

Le lyon jeune le vieux surmontera,
En champ bellique par singulier duelle:
Dans caige d'or les yeux luy crevera,
Deux classes une, puis mourir, mort cruelle.

Wir geben die deutsche Übersetzung und den Kommentar nach Max Kemmerich[2]), der in seiner Deutung aber schon auf älteren Interpreten wie Joubert (1656) und Guynaud (1693) fußt.

Der junge Löwe wird den alten überwinden
Auf kriegerischem Felde durch Einzel-Zweikampf:
In Goldenem Käfig wird er ihm die Augen ausstechen,
Von zwei Brüchen (?) der erste, dann sterben eines grausigen Todes.

Caige ist in unserer Ausgabe von 1568 eine Variante für cage. Kemmerich umschreibt mit Le Pelletier „classe" mit κλάσις: brisure, Bruch, und gelangt zu folgender Erklärung: Im Juli 1559, gelegentlich der Doppelhochzeit von Töchtern Heinrichs II. ... streckte der „junge Löwe" Graf Montgomery den „alten" König Heinrich II. von Frankreich in den Sand, und zwar im Tjost, bei dem einer gegen den anderen, also einzeln (par singulier duel), die Kräfte maß. Das steht im Gegensatz zu dem zur Ritterzeit gebräuchlichen Buhurt, einem ungefährlichen Reiterspiel mit stumpfen Waffen, oder dem Turnier, wo größere Scharen von Rittern gleichzeitig gegeneinander die stumpfen Lanzen verstechen. Dabei drang seine Lanze durch das goldene Visier des Helmes (cage d'or) ins rechte Auge. Der König starb am 10. Juli vierzigjährig an der erhaltenen Wunde. Das war der erste gewaltsame Bruch am Aste der Valois. Der zweite ereignete sich am 1. August 1589, als der junge fanatische Dominikanermönch Jacques Clément König Heinrich III. im Lager zu St. Cloud mit einem Dolche den Unterleib durchbohrte. Der König starb noch am gleichen Abend unter furchtbaren Schmerzen und mit ihm erlosch das berühmte Geschlecht im Mannesstamme.

Kemmerich hat die Deutung dieses Vierzeilers über seine Vorgänger hinaus, die ihn nur auf das Ereignis von 1559 bezogen, erweitert.

[1]) Baerwald, Okkultismus und Spiritismus und ihre weltanschaulichen Folgerungen. Berlin 1926, S. 321 ff. Vgl. hier Jahrg. I, Heft 4, S. 280.

[2]) Kemmerich, Prophezeiungen. 5. und 6. Tausend, München 1916, S. 356 ff.

Schon Adelung (a. a. O., S. 129ff.) hat an der Deutung Anstoß genommen. König Heinrich II. stand damals im 39. oder 40. Lebensjahre. „Der Graf Gabriel von Montgomery, sein Gegner, war mit ihm ungefähr in einem und ebendemselben Alter, und doch muß er den jungen Löwen vorstellen. Seine Lanze zerbrach, und ein Splitter fuhr dem Könige durch das Visier in das Auge, woran er starb. Wie paßt darauf das les yeux lui crevera...? Wie kann ein Ritterspiel zur Lust, dergleichen das Turnier war, singulier duelle en champ bellique heißen?“ Cage d'or mit dem vergoldeten Helm des Königs zu vergleichen — ob der Helm überhaupt vergoldet war, bleibt dabei fraglich — hält Adelung für eine abenteuerliche Trope.

Buget (1863, S. 453ff.) hat diesen Quatrain seinerseits eingehend kritisch zergliedert. Zunächst glaubt Buget, daß Nostradamus selbst diese Deutung nicht gebilligt habe, da sie sich sonst sicherlich im „Janus Gallicus“ des Chavigny (1594) wiedergegeben fände, der ein vertrauter Freund und Schüler des Meisters war und alles aufgezeichnet hat, was ihm für die Prophezeiungen wichtig erschien. Hätte das Ereignis von 1559 diesem Vierzeiler entsprochen, so hätte ja Nostradamus die Erfüllung seiner Prophezeiungen noch erlebt. Chavigny, der sonst jede Kleinigkeit aufspürte, hätte sich diese Erfüllung in seinen Kommentaren nicht entgehen lassen. Das beweist nach Buget, daß Nostradamus selbst diese Deutung als Mißgriff aufgefaßt habe.

Es zeugt, nach Buget, von einer geringen Kenntnis des Nostradamusschen Stils, wenn man lyon auf Heinrich II. und auf Montgomery beziehen wollte. Denn diese Metaphorie hätte diese beiden nicht gekennzeichnet, da es in Frankreich viele Kriegshelden von ebenso großer Tapferkeit gab. Diese Bezeichnung hätte nur zwei prominenten Führerpersönlichkeiten gegeben werden können, die durch einen gemeinsamen Beinamen, durch ihre Devise oder durch sonst einen besonderen Grund ein Anrecht darauf gehabt hätten. Im übrigen war Montgomery nicht jung, der König nicht alt: beide standen vielmehr im besten Mannesalter. Heinrich II. war 41 Jahre alt, Montgomery muß mindestens 35 Jahre gezählt haben, wenn nicht mehr. Denn er war schon 1545 — also 14 Jahre früher — der Führer der Truppen, die François I. nach Schottland schickte. Da surmonter ferner nur besiegen oder überwinden bedeutet, so würde der Ausdruck „surmontera“ nach Buget nur zeigen, daß dieser Quatrain mit dem Tode Heinrichs II. nichts zu tun hat. Denn sein Tod war nicht die Folge eines Sieges, sondern eines Verrats oder eines unglücklichen Zufalls. Das Turnier fand in der Rue Saint-Antoine zwischen zwei eigens für diesen Zweck errichteten Barrieren statt. Dagegen bedeutet champ bellique doch ein Schlachtfeld, also ein mehr oder weniger weites offenes Feld — mithin das Gegenteil eines abgeschlossenen Platzes mit enger Turnierbahn. Par singulier duelle ist, nach Buget, ein bei Nostradamus beliebter Pleonasmus. Duellum ist eine alte Form für bellum. Singulier duelle bedeutet also: ein eigenartiger Kampf — selbstverständlich ein ernster Kampf, nicht aber ein Zeitvertreib, ein ritterliches Spiel, wo-

bei es nur darauf ankam, eine Lanze zu brechen und dabei geraden Kurs zu halten, ohne die Barrieren zu berühren. Wessen Auffassung über das Turnierspiel hier die richtige ist, die Kemmerichs oder die Bugets, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich möchte aber doch stark bezweifeln, daß sich der König einem ernsten Kampf aussetzen würde.

Cage ist soviel wie Gefängnis. Ein Helm hingegen ist ein Schutz, ein Verteidigungsmittel. Auch diese Deutung wäre also gezwungen. — Puis mourir mort cruelle bedeutet, da vom 3. Vers durch die Worte deux classes une getrennt, daß nach der Vereinigung der beiden Armeen der Sieger seinen Gefangenen auf eine grausame Art sterben läßt. Puis (= sodann) würde allein genügen, um zu beweisen, daß der grausame Tod mehr oder weniger lange Zeit nach dem Verlust der Augen stattfinden sollte, und nicht als Folge desselben. Und schließlich litt, nach Buget, Henri II. nicht besonders schwer in der Zeitspanne zwischen seiner Verwundung und seinem Tode, da er fast ständig ohne Bewußtsein war, so daß auch nicht ein Wort des Vierzeilers auf den Tod des Königs bezogen werden könne. Diese Einwände treffen aber zum Teil nicht mehr die Deutung von Kemmerich (und Loog), da er für die letzte Zeile eine andere Deutung vorsieht: den Tod Heinrichs III. Wie Le Pelletier, auf dem Kemmerich hier fußt, dazu kommt, für das Wort classe hier eine so entlegene etymologische Deutung zu suchen, bleibt unerfindlich. Classis bedeutet nach Buget eine Landarmee oder einen Truppentransport zu Schiff; deux classes une heißt also, daß zwei Armeen sich vereinigen werden. Das paßte aber den Interpreten nicht in ihre Deutung hinein. Charles Nicoullaud[1]), der mit seinen Deutungen oft eigene Wege geht, deutet dieses Wort mit glas (lateinisch: classicum), Totengeläute, und gelangt damit sachlich zu der gleichen Interpretation wie Kemmerich und Loog.

Wie stark die Deutung einzelner dunkler Ausdrücke schwanken kann, mag ein anderes Beispiel zeigen. Quatrain X. 100 lautet:

Le grand empire sera par Angleterre,
Le pempotam des ans plus de trois cens:
Grandes copies passer par mer et terre.
Les Lusitains n'en seront pas contens.

Ich gebe die Übersetzung Kemmerichs: Das große Reich England wird allmächtig sein mehr als drei Jahrhunderte. Große Heere werden zu Wasser und zu Lande kommen. Die Portugiesen werden darüber nicht erfreut sein.

Hier fällt zunächst das merkwürdige Wort „pempotam“ in die Augen. Kemmerich leitet es mit Le Pelletier (I, 143) aus dem Griechischen und Lateinischen her: πᾶς und potens = allmächtig. Ich habe mich bei Nostradamus danach umgesehen, ob er dieses Wort eigener Prägung nicht noch öfter gebraucht hat und fand es an vier Stellen: außer in dem

[1]) Nicoullaud, Nostradamus. Ses Prophéties. Paris 1914, S. 94.

hier angezogenen Vierzeiler noch im Quatrain VIII, 97, im Présage 30 und in der zweiten, Henri II. gewidmeten Vorrede. Diese letztere Stelle (Satz 93, bei Le Pelletier II, 158) hat nun einem bisher unbekannt gebliebenen Nostradamus-Interpreten, auf den wir gleich zurückkommen werden, Anlaß zu einer ganz anderen Deutung des Wortes gegeben. Die Stelle lautet, soweit sie für uns hier in Betracht kommt: „. . . en l'Adriatique sera faicte discorde grande . . . et est grande cité comprenant le Pempotam la mesopotamie de l'Europe . . .“.

Der eben erwähnte Interpret ist ein französischer Geistlicher namens Brossart aus Ervauville, der sich sehr eingehend mit den Prophezeiungen des Nostradamus beschäftigt und ein aus dem Jahre 1820 stammendes Manuskript hinterlassen hat, in welchem er synoptisch links den alten Text der „Prophéties“ mit erklärenden Fußnoten, rechts seine Übertragung des Textes in modernes Französisch mit anschließenden kurzen Erklärungen des Sinnes und den Deutungen gegeben hat. Dieses sehr interessante Manuskript ist im Besitz des Herrn Dr. E. Bohn in Breslau, der die Liebenswürdigkeit hatte, es mir einmal auf einige Zeit zwecks Prüfung und Durchsicht zu überlassen. Selbstverständlich liegt es mir fern, Herrn Dr Bohn in der wissenschaftlichen Bearbeitung der Brossartschen Handschrift zuvorkommen zu wollen, aber er wird es mir gewiß nicht verübeln, wenn ich für diese eine interessante Stelle meine Brossart-Notizen benutze.

Brossart findet nun für die beiden bisher angeführten Stellen abweichende Deutungen für „pempotam“. Beim Quatrain X, 100 heißt es in der Erklärung Brossarts: „*πέντε ποταμοί*, cinq fleuves des ans, cinq siècles, et plus de trois cent, fait 1800 et plus . . .“. Etymologisch erscheint mir diese Ableitung mindestens ebenso gut wie die Le Pelletiers. Die andere Stelle, in der zweiten Vorrede, deutet Brossart folgendermaßen (Anmerkung hinter „Pempotam“): „république italienne dont Milan est la capitale où ont siège les cinq directeurs pente Potentes, cinq princes, mesopotamie de l'Europe.“

Welchen Sinn das dunkle Wort in den beiden weiteren Stellen haben mag, bleibe unerörtert.

Wieder eine andere Ableitung findet sich bei Nicoullaud (a. a. O., S. 107 ff.). Für ihn bedeutet: pempotam: pennipotens (penna = Feder), und er übersetzt dementsprechend: das große Reich, das England (über die ganze Welt hin) bildet, wird pennipotens sein, d. h. es wird die Fähigkeit haben, zu fliegen . . .

Klar ist jedenfalls der Sinn, daß Nostradamus dem britischen Reich eine Machtperiode von mehr als 300 Jahren prophezeit. Es fragt sich nur, von welchem Datum an man zu rechnen beginnt. Le Pelletier nimmt als Ausgangspunkt für die Berechnung das Jahr 1588, in welchem Spaniens Weltherrschaft durch die Vernichtung der großen Armada den ersten Schlag erlitt. Für die Zeitspanne der Erfüllung läßt er aber vorsichtig einen weiten Spielraum: plus de trois siècles et par conséquant moins de quatre. Kemmerich meint, man könne von Englands Weltherrschaft erst nach

dem Niederringen der Niederlande, also seit der Mitte des 17. Jahrhunderts sprechen. Es würde ihr demnach noch fast ein halbes Jahrhundert gegeben sein. Nicoullaud, dessen Buch kurz vor Ausbruch des Krieges 1914 erschien und der noch keinen Hinweis hierauf bei Nostradamus gefunden hat, rechnet vom Jahr der Navigationsakte, 1651, an und möchte den so gewonnenen Termin mit den 290 Jahren in Einklang bringen, die Nostradamus in einem anderen Vierzeiler (III, 57) als für das Geschick Englands wichtig namhaft macht. Albert Kniepf hoffte wohl in einer zu Beginn des Weltkrieges erschienenen Broschüre[1]) auf eine Erfüllung schon zu unserer Zeit und sah schon die großen Truppenmassen zu Wasser und zu Lande in einer deutschen Landungsarmee. Es kam anders, und später hat er dann die „grandes copies" mit „großen Warenmengen" übersetzt. Nicoullaud führt beide Übersetzungsmöglichkeiten an und läßt die Entscheidung offen: copies kann ebensowohl Truppen wie Reichtümer bedeuten. Wir werden also noch ein paar Jahrzehnte darauf warten müssen, daß sich das von Nostradamus angekündigte Schicksal Englands erfüllt.

Der Weltkrieg hat auf beiden Seiten die Nostradamusdeuter mobil gemacht. Das Gegenstück zu Kniepf war der Franzose A. Demar-Latour[2]), der natürlich den Sieg der Entente aus zahlreichen Vierzeilern herauslas. Leider hat er Recht behalten, wenigstens in diesem Hauptpunkt. Die einzelnen Deutungen aber wirken oft wie Aprilscherze, wie auch der Verfasser dieses sich einmal einen solchen Ulk geleistet hat[3]). Auch C. Loog[4]), auf den zurückzukommen sein wird, hat sich bemüht, auf Grund der Nostradamusschen Prophezeiungen Ausblicke in die Zukunft zu gewinnen. Wir geben hier ein Beispiel seiner Deutungskunst. Im Quatrain III, 13 hat Nostradamus das Unterseeboot vorausgeschaut und zugleich einen elektrischen Schmelzofen für Gold und Silber angedeutet:

Par foudre en l'arche or et argent fondu
De deux captifs l'un l'autre mangera:
De la cité le plus grand estendu,
Quand submergée la classe nagera.

Loog übersetzt: „Wenn durch Blitz im Bogen Gold und Silber geschmolzen wird, dann wird von zwei Gefangenen der am weitesten ausgedehnten Stadt der eine den andern fressen (und zwar), wenn untergetaucht die Flotte schwimmen wird." Loog lächelt über das vergeb-

---

[1]) Kniepf, Die Weissagungen des altfranzösischen Sehers Michael Nostradamus und der jetzige Weltkrieg. Hamburg, Dezember 1914, 2. Aufl., S. 32.

[2]) Demar-Latour, Nostradamus et les événements de 1914—1916. Paris o. J. (ca. 1917).

[3]) Siehe „Psychische Studien", Januar 1911, S. 72.

[4]) Loog, Die Weissagungen des Nostradamus. Erstmalige Auffindung des Chiffreschlüssels und Enthüllung der Prophezeiungen über Europas Zukunft und Frankreichs Glück und Niedergang, 1555—2200. 6.—8. Aufl. Pfullingen 1922. Und meine kritische Auseinandersetzung mit Loog in den „Psychischen Studien", Okt. 1921, S. 580 ff. und Jan. 1922, S. 49 ff.

liche Bemühen des alten Interpreten Leroux (1710), der sich unter „classe submergée“ nur eine untergegangene, d. h. vernichtete Flotte denken konnte. Man kann aber diesen Vierzeiler m. E. auch ganz anders übersetzen als Loog, wenn man arche nicht mit arc gleichsetzt, sondern in übertragener Bedeutung mit „Haus“ interpretiert, ebenso wie foudre nicht wörtlich mit Blitz, sondern mit „Krieg“. Dann würde sich der Sinn dieser Strophe ohne Künstelei etwa folgendermaßen wiedergeben lassen: „Wenn infolge Kriegsnot das Gold und Silber im Hause eingeschmolzen (oder bildlich: zusammengeschmolzen) ist, dann wird von zwei Gefangenen der ausgedehntesten Stadt der eine den anderen fressen (und zwar), wenn die Flotte untergetaucht schwimmen, d. h. untergegangen sein wird.“ Mit der ausgedehntesten Stadt könnte London gemeint sein, es könnte also auf eine große Hungersnot in England während eines Krieges angespielt sein. Dazu wäre die Vorbedingung die Vernichtung der englischen Flotte, so daß die britischen Inseln nicht hinreichend mit Lebensmitteln versorgt werden können. An eine Unterseebootflotille zu denken, liegt kein Anlaß vor. Wohl aber mag Nostradamus im Quatrain II, 5 eine Art Unterwasserschiff vorgeschwebt haben, wie ja bekanntlich schon Roger Bacon das Flugzeug und das Automobil vorausgeahnt hat, ohne prophetischen Geistes zu sein. Dieser Vierzeiler lautet in Loogs Übersetzung: „Wenn in einem Fisch, in den Waffen und Briefe eingeschlossen werden, derjenige hinausfährt, der später den Krieg führen wird, dann wird seine Flotte auf dem Meere gute Fahrt gehabt haben.“ So erstaunlich, wie Loog meint, wäre das aber nicht, denn die Nachrichten von Unterseebooten reichen — wenigstens in der Idee — ziemlich weit zurück. Der italienische Kriegsingenieur Robert Valturio hat uns in einer Bilderhandschrift von 1460 eine Zeichnung hinterlassen, die man als Überflutungsschiff deuten kann: ein rings geschlossenes Schiff von der Form eines hinten und vorn zugespitzten Zylinders, an dem zwei Kurbeln mit vierflügeligen Schaufelrädern angebracht sind. Diese Darstellung ging 1472 in die Druckausgabe des Valturio und 1476 in die Tafeln der von Hohenwang besorgten deutschen Ausgabe des Kriegsbuchs des Vegetius über. Im Jahre 1578 sprach der englische Mathematiker William Bourne in seinem kompilatorischen Werk „Inventions and Devises“ seine Gedanken über das Tauchboot aus, und in einem Buch des deutschen Mathematikers Magnus Pegelius von 1604 „Thesaurus rerum selectarum“ findet sich ein ganzes Kapitel „Navigium submaritimum sive subaqueum“, in welchem bereits mit erstaunlicher Klarheit die Prinzipien der Unterwasserfahrt und die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind, dargelegt werden. Und der holländische Physiker Cornelius Drebbel hat dann als erster diesen Projekten die Tat folgen lassen: er fuhr im Jahre 1620 mit seinem Unterseeboot zwei Stunden lang unter Wasser ein gut Stück die Themse hinunter. Auf jeden Fall wäre es nicht gar so erstaunlich, wenn Nostradamus einen vagen Begriff von der Möglichkeit eines Schiffes, das wie ein Fisch im und nicht auf dem Wasser schwimmt, gehabt hat. Mehr aus den Prophezeiungen herauslesen zu wollen, ist blühende Phantasie. Auch in den

Quatrain II, 5 hat Loog schon weit mehr hineingelesen als darin steht. „Qu'en dans poisson, fer et lettre enfermée, Hors sortira ...“: Wenn Eisen und Brief im Fisch verschlossen sind, dann wird ... Daß also jemand in dem Fisch herausfahren wird, ist schon reine Phantasie. Was Nostradamus hier mit „poisson“ meint, bleibt ungeklärt. Immerhin scheint er in Quatrain I, 29, wo von einem fremdartig und schreckenerregend aussehenden Land- und Wasserfisch die Rede ist, an eine Kriegsmaschine gedacht zu haben, die sowohl zu Lande wie im Wasser zu fahren imstande ist. Wer aber will entscheiden, was sich der alte provenzalische Seher dabei gedacht hat?

Nun gibt es aber immer noch einige wenige Paradebeispiele, bei denen die Deutungen ganz genau zu stimmen scheinen, so Quatrain IX, 18, und die berühmte Stelle in der Widmungsvorrede an Henri II., in welcher das Jahr 1792 genannt ist. Der genannte Quatrain wird auf die Gefangennahme Montmorencys im Jahre 1632 gedeutet, dessen Wächter im Gefängnis — angeblich — Clerepeyne hieß (vgl. Kemmerich, a. a. O., S. 372 ff.). Diese beiden Eigennamen kommen in diesem Quatrain vor; allerdings würde der Quatrain auch stimmen, wenn der Wächter anders geheißen hätte: clere peyne wäre dann durch „berühmte Strafe“ oder ähnlich zu deuten. Zufall? Auf jeden Fall ist hier eine überraschende Übereinstimmung festzustellen — eine der ganz wenigen unter den ca. 1000 Strophen —, und es ist die Aufgabe einer akribistischen historischen Detailuntersuchung und Prüfung des Quatrains, zu der mir die Zeit fehlt, die Sache nachzuprüfen. Auf Jouberts Autorität allein dürfen wir uns jedenfalls nicht verlassen. Er war ein glühender Verehrer des Nostradamus, und Buget (1860, S. 1711) weist ihm sogar willkürliche Textänderungen zugunsten seiner Interpretationen nach. Von seiner Deutungskunst hält Buget nichts. Es könnte sich bei Clerepeyne z. B. auch um die Verballhornung eines ähnlich lautenden Namens handeln.

Der Text der anderen berühmten Stelle lautet: „... icelle année sera faicte plus grande persecution à l'Eglise Chrestienne que n'a esté faicte en Afrique, et durera cette icy jusques à l'an mil sept cens nonante deux que l'on cuydera estre une renovation de siècle.“ Nostradamus kündigt damit also eine Verfolgung der christlichen Kirche in Afrika, schlimmer als alle bisherigen, an, die bis zum Jahr 1792 andauern soll, von welchem man glauben wird, daß es eine Erneuerung des Jahrhunderts bedeute.

Schon Theodor Bouys[1]) hat die „renovation de siècle“ auf die Kalenderreform der französischen Revolution bezogen. (Vgl. dazu Le Pelletier II, 157 und Kemmerich, S. 402 ff.) In der Tat führte ein Dekret des Nationalkonvents vom 5. Oktober 1793 den republikanischen Kalender ein, als dessen Anfangstermin der 22. September 1792 bestimmt wurde. 1805 wurde diese neue Zeitrechnung wieder abgeschafft. Es kann

[1]) Bouys, Nouvelles considérations puisées dans la clairvoyance instinctive de l'homme, sur les Oracles ... et particulièrement sur Nostradamus ... Paris 1806, S. 95.

daher nicht wundernehmen, wenn ein nicht namentlich genannter Mitarbeiter der „Berlinischen Monatsschrift“ im Maiheft 1792 (S. 464ff.) sich vergeblich fragt, was wohl mit dieser Erneuerung des Jahrhunderts gemeint sein könne. Auch „von einer Kirchenverfolgung, welche itzt aufhören könnte, hat man eben nichts gehört“. So gut der eine Teil dieser Prophezeiung stimmt, wenn man annehmen will, daß Nostradamus sich für eine relativ so gleichgültige Sache wie die kurzlebige neue Zeitrechnung der französischen Revolutionäre so weit in Unkosten gestürzt habe, daß er es sogar für nötig erachtete, das genaue Jahr dafür zu nennen, so wenig trifft hingegen der andere Teil zu. Er dachte natürlich an eine besonders blutige Christenverfolgung durch die Mohammedaner. Hätte er nicht ausdrücklich „en Afrique“ gesagt, so hätten die Interpreten auf die „Abschaffung des Christentums“ durch das Dekret des Nationalkonvents vom 13. November 1793 hingewiesen, was aber auch nicht gestimmt hätte, da das Jahr 1792 von Nostradamus als das Ende der prophezeiten Drangsale genannt wird. Kemmerich deutet aber trotzdem in diesem Sinne, ja, er meint, Nostradamus habe jedenfalls an die Säkularisation, die Beseitigung der weltlichen Herrschaft des Papstes, an die Trennung von Staat und Kirche in Italien und Frankreich usw. gedacht! Ist es nicht überhaupt auffallend, daß Nostradamus um so dunkler wird, je wichtiger das hineingedeutete Ereignis ist, daß er aber andererseits völlig nebensächliche Einzelheiten, wie z. B. den Namen des Clerepeyne, so überraschend genau angeben soll?

Zum Schluß noch ein paar Worte zu der angeblichen kabbalistischen Verschlüsselung der Nostradamusschen Prophezeiungen. Manchen Interpreten genügte es nicht, ihren Scharfsinn an den Rätseln zu üben, die der Seher von Salon ihnen aufgab. Es gab da noch mancherlei Anzeichen und dunkle Andeutungen, die darauf hinwiesen, daß in dem Buch des Nostradamus noch ein besonderes Geheimnis steckte. Roesch (a. a. O., I, 15) und Kemmerich sind der Ansicht, daß Nostradamus seine Prophezeiungen zuerst in Prosa niedergeschrieben und dann, da er sie noch für zu durchsichtig befand, in seine dunklen Verse umgegossen habe. Ob das zutrifft, läßt sich nicht leicht entscheiden, es sei denn, daß man des Nostradamus Worte zu Anfang seiner ersten Vorrede so auffaßt: „... qui a esté cause de faire retirer ma langue au populaire“. Auf jeden Fall hat Nostradamus auch Prosa-Prophezeiungen verfaßt, so in der Reihe seiner eingangs besprochenen jährlichen Prognostikationen. Nach Buget ist ferner in dem Buch „Bibliothèque des auteurs de Bourgogne“, Papillon 1742, mitgeteilt, daß ein Arzt in Dijon, namens Boilaud, ein starkes Manuskript besessen habe mit dem Titel: „Recueil de Présages prosaiques de Michael Nostradamus, extrait du commentaire d'iceluy et réduit en XIII livres par J. Aimé de Chavigny. Cularonae Allobrogum 1589“. Chavigny, Schüler und Verehrer des Nostradamus, in dessen Armen der Meister starb, habe dieses Manuskript nicht veröffentlicht, weil er, nach Buget, vergeblich auf das Eintreffen der Prophezeiungen gewartet habe. Das Manuskript ist heute verschollen, ebenso wie eine andere, angebliche Originalhandschrift

von Prophezeihungen des Nostradamus, die nach Chr. G. v. Murr[1]) in der Ebnerschen Bibliothek zu Nürnberg vorhanden war. Diese reiche Bibliothek der Nürnberger Patrizierfamilie wurde in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts versteigert und in alle Welt zerstreut. Buget (1862, S. 784/85) weiß noch von weiteren verlorenen Manuskripten des Nostradamus zu berichten. Und Etienne Joubert teilt in seinem „Eclaircissement" 1656 (S. 71) mit, daß Vincent de Sève am 19. März 1605 eine ganze Sammlung bisher unbekannter Prophezeiungen des Nostradamus in einer Handschrift dem König Heinrich IV. überreicht habe. Diese Handschrift befände sich jetzt (1656) im Besitz eines Kanonikus von Amiens namens Barbotteau. Auch diese Handschrift scheint verschollen. Da aber Vincent de Sève, anscheinend ein Schwiegersohn oder ein Enkel des Nostradamus, in der von ihm besorgten Ausgabe der „Prophéties", die o. O. (wahrscheinlich zu Troyes) 1605 erschien, erstmalig eine Anzahl bis dahin unbekannter, angeblich aus dem Nachlaß des Sehers stammender Strophen bekannt machte, die eine Auswahl aus einer weit größeren Zahl darstellen[2]), so können wir annehmen, daß diese Handschrift keine Prosa enthielt.

Auf jeden Fall: Nostradamus hat weit mehr Prophezeiungen hinterlassen, als in seinem Buch veröffentlicht sind, teils in Prosa, teils in Versform. Für das letztere spricht schon die Art, wie die von Vincent de Sève 1605 mitgeteilten wenigen Quatrains der sog. 11. und 12. Centurie numeriert sind: die beiden der 11. Centurie werden z. B. als Nr. 91 und 97 gezählt. Die „Présages" scheinen den von 1550—1567 jährlich erschienenen Almanachen des Nostradamus entnommen zu sein.

Daß noch weitere Geheimnisse in Nostradamus' Werk stecken, das hat schon Jean Leroux (oder, nach Le Pelletier, richtiger: de Roux) in seiner 1710 erschienenen „Clef de Nostradamus" angenommen. Er war der Meinung, daß sich die zweite Vorrede, die Epître an Henri II., nicht eigentlich an den König, sondern an den kommenden Interpreten wende, für den er sich selbst hielt. Auch fand er darauf bereits einen Fingerzeig in einem merkwürdigen Satz zu Anfang der ersten, dem César Nostradamus gewidmeten Vorrede: „car la parole héréditaire de l'occulte prédiction sera dans mon estomac intercluse".

Diese und andere dunkle Hinweise haben dann zu unserer Zeit C. Loog (s. Anm. S. 98) zu der Annahme geführt, daß Nostradamus, um die Enträtselung seiner Voraussagen noch besonders zu erschweren, ein verzwicktes kabbalistisches System der Verschlüsselung angewendet habe, um die ursprünglich chronologische Reihenfolge der Quatrains in einer

[1]) Murr, Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten von Nürnberg, 1778, S. 442.

[2]) Dies sind 2 Vierzeiler der sog. 11. und 11 Vierzeiler der sog. 12. Centurie, ferner 58 Sechszeiler: die sog. „Prédictions" und 141 Vierzeiler: die sog. „Présages". Diese „Prédictions" haben eine Widmung an Henri IV. und dürften mit dem von Joubert erwähnten Manuskript identisch sein, denn auf dem Sondertitel wird gesagt, daß Sève sie an dem genannten Tage dem Könige überreicht habe.

bestimmten Ordnung durcheinanderzuwürfeln. In der Tat können wir von einem durchgehenden Zusammenhange keine Spur entdecken. Die Quatrains in ihrer jetzigen Folge machten auf Loog den Eindruck eines zertrümmerten Mosaikbildes, und er hat sich bemüht, den versteckten Schlüssel — die „parole héréditaire“ — aufzufinden, um durch Wiederherstellung der chronologischen Reihenfolge das ganze Buch dem Verständnis leichter erschließen zu können. Hinsichtlich der Art der von Loog entdeckten Verschlüsselung muß auf sein Buch selbst sowie auf meine Einwände dagegen (s. Anm. S. 98) verwiesen werden. Man denkt dabei unwillkürlich an die kabbalistischen Kunstgriffe der Baconisten, die aus Shakespeares Werken allerhand Hinweise auf seine Identität mit Francis Bacon herauslesen wollen, oder an ein Kuriosum der Goethe-Literatur, an die Schrift von Else Frucht „Goethes Vermächtnis“ (2. Aufl., München 1913). Else Frucht vermutet nämlich auf Grund geheimnisvoller Anspielungen im „Faust“, daß Goethe sein Hauptwerk verheimlicht und unter der Schwelle der Tür seines Gartenhäuschens zu Weimar versteckt habe. Sie hat es aber bis jetzt dort nicht finden können.

Loog hat das von ihm aufgefundene Schlüsselwort bzw. die Art seiner Anwendung nicht verraten, so daß wir über die angeblich richtige Reihenfolge der Quatrains nach wie vor im Dunklen tappen. Auch ist durch sein Buch, wie sogar von okkultistischer Seite zugegeben wird [1], das Dunkel der Prophezeiungen durchaus nicht aufgehellt worden. „Wenn es schon dem Schlüsselfinder nicht gelingt, ein annehmbares Licht in dem Labyrinth des Nostradamus zu verbreiten, wie sollen sich da erst die anderen zurechtfinden, die ohne Schlüssel in ihm herumtappen müssen!“, sagt treffend Illig. Wenn Nostradamus seine Strophen nach dem von Loog aufgedeckten System verschlüsselt hat, dann hätten diese sämtlich, einschließlich der beiden Widmungsvorreden, schon vor dem Erscheinen der editio princeps, 1555, fertig vorliegen müssen. Denn die Zahl der Quatrains und der Sätze der beiden Prosa-Widmungsvorreden spielt bei der Loogschen Entschlüsselung die entscheidende Rolle. Das trifft aber nicht zu. Der heute verschollene Erstdruck der „Prophéties“, von welchem Eugène Bareste 1850 ein Exemplar kollationieren konnte, enthielt nur 4 Centurien, von denen die vierte nur 53 Quatrains zählt. Dagegen enthält ein Antwerpener Druck von 1590 aus meinem Besitz, der nach Vorlage eines (verschollenen) Avignoner Nachdruckes von 1555 gedruckt ist, 7 Centurien, wovon die siebte nur 35 Vierzeiler zählt. Der zweite Teil der „Prophéties“, der die Centurien 8—10 umfaßt, ist nicht vor 1558 im Druck erschienen; ob er überhaupt um diese Zeit im Einzeldruck erschienen ist, war nicht festzustellen. Jedenfalls liegen die drei letzten Centurien nachweisbar erst 1568 im Druck vor. Die Widmungsvorrede zum zweiten Teil ist vom 17. Juni 1558 datiert, und in der Vorrede selbst nennt Nostradamus das Datum des 14. März 1557 als das der Niederschrift der Vorrede. Damit allein schon fällt m. E. das

[1] Joh. Illig, Historische Prophezeiungen. Pfullingen 1922, S. 68.

künstliche Gebäude des Loogschen Verschlüsselungssystems in sich zusammen.

Einen weiteren Schlüssel zum Verständnis des Buches von Nostradamus — aber einen ganz anderen — hat 1924 der Franzose Pierre Piobb entdeckt, dessen Wert E. Bohn an dieser Stelle (1925, Heft 1, S. 76) beurteilt hat.

Zum Schluß noch eine Aufgabe für die Nostradamus-Interpreten. Wenn Nostradamus wirklich die Zukunft vorausschauen konnte, und wenn es möglich sein soll, die ursprüngliche chronologische Reihenfolge der Vierzeiler wiederherzustellen, dann muß man aus Nostradamus z. B. eine zusammenhängende Geschichte des 30jährigen Krieges in seinen Hauptereignissen ablesen können. Denn gerade die Religionskämpfe, die Drangsale, die die katholische Kirche durch die Reformation (und andererseits durch die Türken) zu erleiden hatte, haben den strenggläubigen Katholiken Nostradamus auf das lebhafteste beschäftigt und erregt. Da müßten ihm doch die Zukunftsbilder der Schrecknisse des 30jährigen Krieges, die sich zu nächtlicher Stunde vor den Augen des Sehers vermöge seiner „divine inspiration supernaturelle" entrollten, besonders nahe gegangen sein.

Mein okkultistischer Lebenslauf.

Bekenntnisse

von Graf *Carl v. Klinckowstroem.*

Manche der gegenwärtig in vorderster Front stehenden Vertreter der okkultistischen Bewegung können sich nicht genug tun, die Kritiker dieses schwierigen Forschungsgebietes zu verunglimpfen und zu diskreditieren, indem sie ihnen mangelnde Sachkenntnis, Verständnisunvermögen, aprioristisch-negativistische Einstellung aus weltanschaulichen Gründen oder gar Böswilligkeit und Unehrlichkeit vorwerfen. Wenn ich auf die Zeitspanne zurückblicke, seit der ich mein Interesse okkulten Fragen zugewandt habe, so finde ich unter den Führern des heutigen Okkultismus außer v. Schrenck-Notzing, Peter und etwa Freudenberg kaum einen, der sich so lange damit beschäftigt hat wie ich. Mein Interesse für diese Probleme erwachte zu einer Zeit, als ich noch die Schulbank drückte, in jenem Alter, da der heranreifende Jüngling sich mit religiösen und weltanschaulichen Fragen denkend auseinanderzusetzen beginnt, und, ein unbestellter Acker, für alle Probleme des Lebens empfänglich und aufnahmebereit ist. Als Primaner geriet mir du Prel in die Hände, dessen glänzende Diktion mich außerordentlich fesselte. Ich verschlang Kerners „Seherin von Prevost" ebenso wie Haeckels „Welträtsel" und war schon als Gymnasiast, d. h. von 1901 oder 1902 ab, Abonnent der „Psychischen Studien" wie der „Übersinnlichen Welt". An beiden Zeitschriften habe ich

damals sogar schon mitgearbeitet — es war gut gemeint. Und in einem Berliner Wochenblättchen „Die freie Meinung" trat ich für den Okkultismus ein, dessen Pioniere Crookes, Zöllner, Schrenck-Notzing usw. für mich Autoritäten waren. Vergeblich suchte ich auch bei meinen Familienangehörigen Interesse für diese Dinge zu erwecken: ich höre noch das höhnende „Crookes! Crookes!" meines Bruders, der für meine Interessen keinen Sinn hatte. Ich stand also damals etwa auf dem gläubigen Standpunkt, wie ihn heute Gruber, Blacher, Österreich usw. einnehmen; ich nahm glaubensfreudig hin, was jene Forscher für erwiesen hielten.

Mit meiner kurzen aktiven Militärdienstzeit (1904—06) und dem anschließenden Universitätsstudium in München trat mein Interesse für okkultistische Probleme zunächst in den Hintergrund und machte mit fortschreitendem Eindringen in das Wesen wissenschaftlicher Denkweise und exakter Methodik einer nüchterneren Auffassung Platz, die durch weiteres Studium der okkultistischen Literatur, namentlich auch der englischen — ich wurde 1909 Mitglied der Society for Psychical Research — nur bestärkt wurde. Immer aber stand ich im ganzen den okkulten Phänomen noch wohlwollend gegenüber. So glaubte ich z. B. 1911 Naum Kotik mit Nachdruck gegen Moll und Dessoir verteidigen zu sollen (in den „Dokumenten des Fortschritts"). Im Jahre 1909 begann ich mich auch mit der Wünschelrute zu beschäftigen und glaube mir schmeicheln zu dürfen, manches dazu beigetragen zu haben, daß das Wünschelrutenproblem heute allerseits als eine ernste wissenschaftliche Frage anerkannt wird.

Unter den Münchener Okkultisten lernte ich damals im Salon der geistvollen Helene von Schewitsch, geb. v. Dönniges — bekannt durch ihre Beziehungen zu Ferdinand Lassalle, der im Duell um sie fiel — den grundgelehrten Dr. Charles de Thomassin kennen und schätzen, an dessen umfassendes Wissen wohl keiner der heutigen Prominenten unter den Okkultisten heranreicht. Er war ein bescheidener und stiller Gelehrter; kein Experimentalforscher, sondern Philosoph. In den bösen Inflationszeiten ist er in aller Stille dahingegangen (25. Juni 1922) — wie ich hörte, ist er geradezu Hungers gestorben. Aber keine okkultistische Zeitschrift hat meines Wissens seiner mit einem Worte des Nachrufs gedacht. Ebendort machte ich die Bekanntschaft des Theosophen Ludwig Deinhard, mit dem ich mich nicht immer gut zu verständigen vermochte. Sehr überraschte es mich, als er einmal sehr erregt wurde, weil ich die von Annie Besant propagierte Reïnkarnation Christi in einem Inderknaben nicht gläubig hinnahm. Ich kannte damals den Glaubenseifer der Okkultisten noch nicht. Mich lenkten dann andere Arbeiten — auf dem Gebiete der Geschichte der exakten Wissenschaften — mehr oder weniger vom Okkultismus ab, aber ich verfolgte die Bewegung weiter und stand den Phänomenen zwar kritisch, aber nicht ablehnend gegenüber.

Das Erscheinen von Schrencks „Materialisationsphänomenen" bedeutete für mich gewissermaßen einen Wendepunkt. Daß ernste Forscher

den handgreiflichen Betrug nicht sehen wollten, veranlaßte mich, meine Ansichten gründlich zu revidieren, und so bin ich, genau wie Frank Podmore oder Graf Perovsky, ohne wesentlich in die Debatten einzutreten, zu einer immer strengeren und kritischeren Auffassung gelangt.

Wenn mir daher heute Okkultisten, die erst seit wenigen Jahren diesen Problemen nahegetreten sind, Unkenntnis, Böswilligkeit, Einseitigkeit, Unverständnis usw. vorwerfen, so kann ich nur die Achseln zucken. Diese Herren können mir glauben, daß ich nicht nachgelassen habe, dies Gebiet mit aller Aufmerksamkeit zu verfolgen. Ich habe aber auch die früher vernachlässigte Kehrseite um so nachdrücklicher kennen zu lernen mir angelegen sein lassen: das Studium der mediumistischen Schwindelmethoden, der Taschenspielkunst und der experimentellen Psychologie. Im Gegensatz zu den englischen Okkultisten haben die deutschen Forscher auf diesen Gebieten die grundsätzlich wichtige Kenntnis dieser Wissensgebiete für eine sachgemäße Durchführung mediumistischer Experimente offenbar noch immer nicht erkannt. Daher rührt ihre Verkennung der grundsätzlichen Einwände, die vom beobachtungswissenschaftlichen Standpunkte gegen ihre Methodik gemacht worden sind, in denen sie Böswilligkeit erblicken wollen. Und solange man sich über solche prinzipiellen Fragen nicht verständigen kann, weil für das Verständnis die Vorbedingungen fehlen, wird man in unfruchtbarer Polemik aneinander vorbeireden. Und der Öffentlichkeit wird dann das unschöne Schauspiel unsachlicher persönlicher Invektiven geboten, wie sie in Schrencks Buch „Die physikalischen Phänomene der großen Medien“ zutage getreten sind. Möge man doch bedenken, daß für den Okkultismus in besonderem Maße das Wort von Claude Bernard gilt: „Dans les sciences, la foi est une erreur et le scepticisme un progrès.“

Karl Krall und der Kampf gegen die Flüstertheorie.

Von Dr. *Richard Baerwald,* Berlin.

Vor 3 Jahrzehnten haben die dänischen Forscher Prof. A. Lehmann und F. C. C. Hansen eine Arbeit „Über unwillkürliches Flüstern [1]) veröffentlicht, die bisher als grundlegend für die experimentelle Telepathie galt. Sie ahmten die telepathischen Versuche nach. die Prof. Sidgwick zuvor angestellt hatte und in denen ihm die Übertragung zweistelliger Zahlen unter Ausschluß jeder sinnlichen Vermittlung geglückt zu sein schien. Lehmann und Hansen konstruierten zwei Hohlspiegel, die wie Flüstergrotten einander gegenüber gestellt wurden. Dadurch wurde jeder Laut beträchtlich verstärkt, die Spiegel bildeten eine physikalische Nach-

[1]) Wundt, „Philosophische Studien“. Leipzig, W. Engelmann, Jahrgang XI (1895) S. 471—530.

bildung der Hyperästhesie des telepathischen Empfängers. Nun stellte sich heraus, daß der Sender bei solchen Versuchen die Tendenz hatte, die Zahl, auf die er sich mit äußerster Anstrengung konzentrierte, unwillkürlich zu flüstern. Er konnte diese von selbst entstehenden Sprachbewegungen unterdrücken, tat er es aber nicht, sondern verhielt er sich „naiv“ und ließ er den Bewegungen ungehemmt ihren Lauf, so nahm die Zahl der geglückten „telepathischen“ Übertragungen beträchtlich zu. Es lag also nahe, für die Übertragung nicht die Telepathie, sondern das Flüstern und Hören verantwortlich zu machen. Gewisse Laut- und Zahlenverwechslungen stellten sich bei dieser Flüsterübertragung als typisch heraus. Man fand dieselben Verwechslungen auch in den von Sidgwick über seine Versuche veröffentlichten Tabellen als die häufigsten wieder. Offenbar hatte also auch Sidgwick, statt, wie er glaubte, mit Telepathie, mit Flüstern gearbeitet. — Durch diese Versuche galt die Mehrheit aller Nahversuche (d. h. solcher telepathischen Experimente, bei denen sich Sender und Empfänger im gleichen Raum befinden) als diskreditiert.

Auffällig war in der Lehmannschen Darlegung eines: Das Flüstern, das sich mit Hilfe der Hohlspiegel besonders gut übertragen hatte, sollte seine Rolle gespielt haben, obgleich beide Experimentatoren, wie es bei telepathischen Versuchen gewöhnlich geschieht, sich bemüht hatten, die Lippen fest geschlossen zu halten. Wenn wir den Versuch machen, bei geschlossenen Lippen zu flüstern, so bringen wir zwar bei verschiedenen Lauten unterschiedliche Bewegungen zustande, aber von einem für andere verständlichen Flüstern ist nicht die Rede. Sprach das nicht gegen die Rolle des Flüsterns als Telepathieersatz? Um diesen Einwand zu widerlegen, hängte Hansen dem Lehmannschen Aufsatz einen zweiten an: „Phonetische Studien über die nasale Flüsterstimme“ (a. a. O. S. 498—530), in dem er auf Grund von besonderen Versuchen zeigte, man könne sein nasales (d. h. mit geschlossenem Munde vor sich gehendes) Flüstern durch Übung so entwickeln, daß mindestens eine Reihe von Lauten verständlich würde. Allerdings sei das Sprechen bei geschlossenem Munde so verschoben und undeutlich, daß zahlreiche Verwechslungen und Verhörungen vorkämen. Das seien aber gerade die Verwechslungen, die bei den früher erwähnten telepathischen oder pseudotelepathischen Versuchen eine Rolle gespielt hatten. — Es kann einem aufmerksamen Leser kaum entgehen, daß Hansen in dieser Schilderung seiner Versuche nicht mehr von „unwillkürlichem Flüstern“ redet. Hier ist von ausdrücklicher Übung im Flüstern die Rede sowie davon, daß der Flüsternde seine Sprechbewegung so oft wiederholte, bis der Hörende etwas verstanden zu haben glaubte. Solche Angaben treffen natürlich nur da zu, wo mit Absicht geflüstert wird. Zweck dieser Versuche mit willkürlichem Flüstern war, in gewissermaßen überlebensgroßem Bilde die Verhältnisse zu beobachten, die bei dem in Lehmanns Aufsatz behandelten unwillkürlichen Flüstern eine Rolle gespielt hatten.

Die Lehmann-Hansensche „Flüstertheorie“ ist, weil sie der Anerkennung der Telepathie im Wege stand, von den Okkultisten meist be-

kämpft worden, wie ich glaube, mit ziemlich unzureichenden Gründen [1]). Nunmehr hat Karl Krall, bekannt durch seine „Elberfelder Pferde“, eine sehr eingehende, auf zahlreiche Experimente gestütze Arbeit herausgegeben [2]), die Lehmann und Hansen zu widerlegen und dem telepathischen Nahversuche seine Beweiskraft zurückzugeben sucht. Da ich selbst annehme, daß eine telepathische Gedankenübertragung besteht, so müßte es mir sehr gelegen sein, wenn Krall recht hätte; es wäre dann gar kein Zweifel mehr möglich, daß meine Anerkennung der Telepathie den Tatsachen entspräche. Leider bin ich nicht befangen genug, um die Waffen, die Krall mir liefert, benutzen zu können. Sie sind doch gar zu brüchig.

Zunächst behauptet Krall, Lehmann und Hansen hätten gar nicht unwillkürlich, sondern absichtlich geflüstert. Zum Beweise gibt er aus Hansens Arbeit solche Stellen an, die zeigen, daß Hansen bei seinem Bestreben, ein verständliches nasales Flüstern zu trainieren, absichtlich geflüstert habe. Was auch niemand geleugnet hat, Hansen selbst gewiß am wenigsten. Krall scheint gar nicht zu bemerken, daß er hier zwei verschiedene Personen anführt, die zu ganz verschiedenen Zwecken ganz verschiedene Versuche gemacht haben, und daß das unwillkürliche Flüstern nur da in Frage kam, wo Sidgwicks telepathische Versuche nachgeahmt wurden. Nur an einer Stelle (S. 340) meint Krall bei seinem Einwand, man habe ganz willkürlich geflüstert, wirklich das, was Lehmann als unwillkürliches Flüstern bezeichnet. Lehmann hat nämlich erklärt, er sei sich, wenn er bei scharfem Denken an die zu übertragende Zahl ins Flüstern geriet, seiner Sprachbewegungen bewußt gewesen, auch habe er sie hemmen können, wenn er gewollt habe. Was man aber bewußt tut und absichtlich hemmen kann, meint Krall, das sei willkürlich. Also träfen Lehmanns und Hansens Beobachtungen nur für Leute zu, welche die Gedankenübertragung durch absichtliches Flüstern vorzutäuschen versuchten. — Ist das richtig? Ist „bewußt und hemmungsfähig“ schon dasselbe wie „absichtlich“ oder „willkürlich“? Wenn jemand einen Gesichtstick hat, auf dem er sich ertappt und den er, wenn er sich zusammennimmt, hemmen kann, verzieht er deswegen absichtlich und mit Fleiß sein Gesicht? Die Mißverständnisse, die Krall in diesen Ausführungen begeht, sind ziemlich auffällig. Man braucht ihn deswegen an sich nicht zu schelten, denn das ganze Gebiet der Psychologie des Wortdenkens ist kompliziert und wimmelt von Fallen, in die man geraten kann. Nur wenn Krall seinerseits den von ihm so gründlich falsch verstandenen Prof. Lehmann, der sich den Ruhmeskranz eines der erfolgreichsten Psychologen unserer Zeit redlich verdient hat, des Leichtsinns und Dilettantismus zeiht (S. 341 und 404), so findet man, daß man sich im Glashause weicherer Wurfgeschosse bedienen sollte.

[1]) Vgl. mein Buch „Die intellektuellen Phänomene“ (Berlin. Ullstein 1925), S. 64, sowie die noch ausführlichere Darstellung in meinem Werk „Okkultismus und Spiritismus“, Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft 1926, S. 196 ff.

[2]) Krall, „Über unwillkürliches Flüstern“. Zeitschrift für Parapsychologie. Leipzig, O. Mutze, Juni- und Juliheft 1926.

Weiterhin behandelt Krall die Frage, ob man wirklich mit geschlossenem Munde vernehmbar flüstern kann. Er wiederholte zu diesem Zwecke in ähnlicher Form den Hohlspiegelversuch von Lehmann und Hansen und fand, daß trotz der Verstärkung des Lautes durch die Spiegel bei geschlossenem Munde zwar brummende m-Geräusche entstanden, die verrieten, ob das zu übertragende Wort ein, zwei oder drei Silben hatte, aber sonst keinerlei bezeichnende Differenzen aufwiesen, die eine Unterscheidung ermöglichten. Sämtliche Versuche fielen daher negativ aus. Das Resultat steht im härtesten Gegensatz zu dem von Lehmann und Hansen. Woher das? Warum konnte das, was jenen geglückt war, nicht auch Krall glücken? Letzterer gibt die erstaunliche Antwort: Weil Lehmann und Hansen nicht imstande waren, den Mund geschlossen zu halten. Darum deckt sich auch ihre Lautanalyse mit derjenigen der Bauchredner, die den Mund zwar fast still, aber nicht geschlossen halten. Bei offenem Munde kann man natürlich flüstern, bei geschlossenen Lippen aber absolut nicht.

Ich finde diese Erklärung ganz undiskutierbar. Natürlich kann es jemandem, der mit geschlossenen Lippen zu flüstern versucht, gelegentlich passieren, daß ihm, wenn er z. B. das f aussprechen will, die Lippen unversehens einen Augenblick aufgehen. Aber Kralls Behauptung geht weiter. Lehmann, Hansen und die andern zur Kontrolle der Versuche herangezogenen Gelehrten haben Tausende von Versuchen mit nasalem Flüstern unternommen, fast bei jedem einzelnen wurde entweder ein richtiges Hören oder ein typisches, in der Natur der verschobenen Laute begründetes Verhören erzielt. Da nach Krall verständliches nasales Flüstern überhaupt unmöglich ist, müßten sie also beständig, ununterbrochen die Lippen geöffnet haben, ohne es zu merken. Das soll dem Arzte und Professor der Anatomie Hansen passiert sein, der sonst jede leiseste, dem Ungeübten kaum bemerkbare Bewegungsnuance der Sprachorgane wahrnimmt, wie seine Analyse der Lautbildung beim nasalen Flüstern beweist. Das soll dem Fachphonetiker Dr. med. Haderup entgangen sein, der Hansens Versuche kontrollierte. Jeder Anfänger kann durch eine einfache Probe sofort feststellen, wie deutlich das versehentliche Aufgehen der Lippen zu merken ist. Die Ähnlichkeit zwischen den Sprechbewegungen des nasalen Flüsterns und denen des Bauchredens beweist durchaus nicht, daß beides mit geöffnetem Munde stattgefunden habe, denn ob wir die Lippen schließen oder nur möglichst unbewegt halten, in beiden Fällen müssen die im hinteren Raum der Mundhöhle gelegenen Sprachorgane stärker herangezogen werden, weil für die teilweise ausgeschalteten Lippen Ersatz geschaffen werden muß.

Die Erklärung, die Krall für die Divergenz seiner Versuchsergebnisse von denen Lehmanns und Hansens gibt, muß also falsch sein. Das Kurioseste an der Sache ist: Hätte Krall recht, hätte Hansen bei seinem angeblich nasalen Flüstern die Lippen trotz bester Absicht und geschultester Beobachtung bei keinem seiner unzähligen Teilversuche geschlossen halten können, so wäre das Ergebnis eine totale Diskreditierung

jener Sicherungsmaßregeln gegen das Verderben telepathischer Nahversuche durch unwillkürliches Flüstern, die Krall empfehlen möchte. Er meint, wenn man nur den Mund geschlossen hält, ist jedes verständliche Flüstern unmöglich. Haltet ihn also beim telepathischen Versuch geschlossen, und ihr wißt, daß die Übertragung auf echter Telepathie, nicht auf Flüstern beruht! Nun aber die Gegenfrage: Wenn Anatomen und Phonetiker ihn trotz aller Sorgfalt nicht geschlossen halten können, wer soll denn sonst dazu fähig sein? Wenn mehrere Fachmänner, die speziell das nasale, das bei geschlossenem Munde stattfindende Flüstern studieren wollten, dem Lippenschluß also dauernd ihre volle Aufmerksamkeit zuwandten, trotzdem unaufhörlich den Mund geöffnet haben sollen, wie kann da ein Veranstalter telepathischer Versuche, der sich gewaltsam auf die zu übertragende Zahl konzentriert und demgemäß äußerst abgelenkt ist, den konstanten Lippenschluß durchführen? Auf diese letzte Frage antworte ich auf jeden Fall mit „gar nicht“, obgleich ich Kralls übertriebene Einschätzung der Schwierigkeit des dauernden Lippenschlusses nicht mitmache. Wir wissen heute, wie leicht sich bei der Aufregung und Abgelenktheit einer Dunkelsitzung die Hand des Mediums von der des Kontrolleurs befreien kann, ohne daß er es merkt. Und da sollen wir Bruck glauben, wenn er versichert, er habe bei seinen telepathischen Versuchen dauernd den Mund geschlossen gehabt, Flüstern habe also bestimmt nicht mitspielen können? Lippenöffnung entgeht einem gewiß doch viel leichter als das Aufhören der Berührung mit einer fremden Hand! Und eine einseitigere Konzentration, ein stärkeres Abgelenktsein als beim telepathischen Sender ist gar nicht denkbar. Selbst wenn also geschlossener Mund jedes Flüstern verhinderte, wäre dieses Sicherungsmittel doch das allerunsicherste, weil kein Mensch es im Ernstfalle anwenden könnte. Krall empfiehlt: Wenn ihr wissen wollt, ob ihr beim Denken den Mund geschlossen halten könnt, dann haltet euch eine Kerze vor die Lippen und leitet die durch die Nase ausströmende Luft durch einen rinnenförmigen Kartonstreifen nach rechts und links ab; flackert die Kerze nicht, dann gelingt auch der konstante Lippenschluß, und dann seid ihr sicher, beim telepathischen Versuch nicht zu flüstern. Wer einen unwiderstehlichen Drang zum Flüstern hat, wird den Vorversuch mit der Kerze nicht bestehen, denn beim geschlossenen Munde kann man eben nicht flüstern. — Krall irrt, der Vorversuch sichert durchaus nicht, selbst dann nicht, wenn seine Annahme, bei geschlossenem Munde könne man nicht flüstern, zuträfe. Denn wer bei diesem Vorversuche, bei dem sich die gesamte Aufmerksamkeit auf den Lippenschluss richtet, seine Lippen geschlossen halten kann, braucht es in der Abgelenktheit des telepathischen Versuches noch lange nicht zu können.

Da Kralls Einwurf gegen Hansens Feststellungen, wie gesagt, auf ganz unmöglichen Voraussetzungen ruht, so müssen wir demnach annehmen, daß Hansen wirklich den Mund meist geschlossen gehalten und die Existenz echten nasalen und doch vernehmbaren Flüsterns nachgewiesen hat. Warum aber, wenn es etwas Derartiges gibt, ist es Krall

bei Wiederholung des Versuches so gar nicht gelungen? Nun vermutlich, weil man zum Durchführen verständlichen nasalen Flüsterns eine ähnliche Übung braucht wie beim Gesangsunterricht, und weil namentlich bei demjenigen, der nichts von Phonetik und Artikulationsphysiologie versteht, die Durchführung dieser Übung eine ähnlich schwierige und langwierige Aufgabe bedeutet wie gewisse gesangstechnische Vervollkommnungen, die auch erfordern, daß man die Vorgänge im Kehlkopf nicht bloß theoretisch kennt, sondern auch empfindend unterscheiden kann. Leider ist Hansen über diesen Punkt sehr wortkarg. Nur einmal (S. 517) sagt er: „Denen, welche sich vielleicht mit der nasalen Flüstermethode beschäftigen wollen, möchte ich raten, mit r den Anfang zu machen"; erst aus dieser Stelle ersieht der Leser, daß es hier auf systematische Übung jedes einzelnen Lautes ankommt.

Bei dieser Erklärung für den ganz verschiedenen Ausfall beider Experimentalreihen stoßen wir aber auf ein neues Rätsel. Lehmann und Hansen wollten doch beweisen, daß unwillkürliches Flüstern häufig die Rolle der Telepathie spielt. Nun wird aber gewiß nicht jeder, der telepathische Versuche vornimmt, schon einen Übungskurs im nasalen Flüstern durchgemacht haben. Wenn aber nur bei Geübten verständliches nasales Flüstern entsteht, wie kann sich dann auch bei Ungeübten eben dieses Flüstern als Telepathie verkappen? Dazu müßte es doch auch verständlich sein. Man sagt vielleicht: Dieser Einwurf ist leicht zu beseitigen, wir haben ja eben gesehen, daß man beim telepathischen Versuch wahrscheinlich den Lippenschluß kaum konsequent durchführen kann, und mit offenem Munde kann man natürlich flüstern! Gewiß, aber Kralls Arbeit bringt Ergebnisse, denen gegenüber diese Verteidigung des Lehmann-Hansenschen Standpunktes nicht mehr ausreichend ist. Krall hat, unter Verwendung seiner die Hyperästhesie nachbildenden Hohlspiegel, auch Versuche mit wirklichem, üblichen Flüstern unter freier Benutzung der Lippen (die also auch geöffnet werden durften) veranstaltet. Selbst bei diesem absichtlichen Flüstern fand eine Verständigung nur statt, wenn es auch dem Sender vernehmlich war; ganz leises Flüstern blieb unverständlich (S. 393—394). Nun, wenn der Sender absichtlich und so laut flüstert, daß er sich selbst hören kann, so wird er niemals in Versuchung kommen, diese Art von Verständigung mit der telepathischen Gedankenübertragung zu verwechseln. Lehmanns und Hansens Hypothese setzt doch voraus, daß minimale, dem Ausübenden völlig unbewußt bleibende Innervationen der Sprachorgane schon, dank der Hyperästhesie des Empfängers, eine Verständigung herbeiführen könnten.

Um diese Frage zu lösen, müssen wir uns klar machen, daß Kralls Versuche ein völlig anderes Ziel setzten als diejenigen Lehmanns und Hansens. Krall fragte: Wenn der Sender flüstert, kann der Empfänger es bewußt hören und verstehen? Lehmann und Hansen fragten: „Wenn der Sender seinen Flüsterdrang nicht hemmt, kann dann der Empfänger an dieselbe Zahl denken, die der Sender im Sinne hat? Das ist eine vollkommen andere Fragestellung, denn im letzteren Falle handelt es

sich nicht um bewußtes Verstehen, sondern um die Fähigkeit des hyperästhetischen Unterbewußtseins, selbst tief unter der Schwelle des Bewußtseins bleibende Reize und Reizdifferenzen noch zu verwerten. Sicher können Ungeübte nicht das Mummeln eines mit verschlossenem Munde flüsternden Ungeübten bewußt verstehen, aber Geräusche, Gehörsreize mit geringfügigen Unterschieden sind doch vorhanden, und dem Unterbewußtsein können sie recht wohl genügen, um es auf die richtige Fährte zu bringen.

Krall sucht sich, um solche Einwendungen abzuwehren, auf die Urteile jener wenigen zu stützen, die eine Hyperästhesie während der Hypnose ablehnen. Aber um die Hyperästhesie des Unterbewußtseins zu erkennen, brauchen wir die Hypnose gar nicht, sie zeigt sich auch in Erfahrungen des wachen Alltagslebens. Wir warten abends auf die Straßenbahn an einer Ecke, an der viele Linien vorbeiziehen. Ganz in der Ferne wird ein Tramwagen sichtbar. Schon sehen wir sein erleuchtetes Schild, aber noch gar nicht, daß etwas darauf steht, geschweige denn, welche Nummer es ist, wir sehen bloß einen Lichtfleck. Trotzdem haben wir den deutlichen Eindruck, „das muß die 82 sein", und dieser Eindruck ist meist richtig. — Wir haben uns nachts verirrt und suchen in einer uns fremden Stadtgegend umher. An einer Ecke sehen wir ein ganz im Schatten liegendes Straßenschild. Wir treten näher, um zu lesen, in welcher Straße wir uns befinden. Noch ehe wir irgendwelche Wortumrisse erkennen, schießt uns ein Name durch den Kopf, und siehe da, sobald wir unmittelbar vor der Tafel stehen und die Buchstaben zusammenfinden, stellen sie den von uns „geahnten" Namen dar. Am deutlichsten offenbart sich dies merkwürdige seelische Erlebnis bei Tachistoskopversuchen im psychologischen Laboratorium. Wir haben ein Buchstaben- oder Zifferngebilde gesehen, das nur einen Sekundenbruchteil exponiert war. Wir haben die Impression, den Reiz ganz verfehlt und gar nichts gesehen zu haben. Aber das Wort „Kassiber" schießt uns durch den Kopf. Warum ausgerechnet dieses Gaunerwort, an das wir sonst nie im Leben denken? Nun, wir sprechen es aus, als bloßen ballon d'essai, ohne jeden Glauben an die Sache. Und zu unserem größten Erstaunen hören wir, daß wir richtig „gelesen" haben. Solche Erfahrungen zeigen uns, daß unser Unterbewußtsein aus den sonst unhörbaren, unwillkürlich entstehenden Mummellauten eines Senders, der mit geschlossenen Lippen scharf an eine Zahl denkt, schon Anhaltspunkte für das Erraten der Zahl entnehmen kann, obgleich wir bewußt nicht einmal das gewollte, möglichst laute nasale Flüstern verstehen könnten.

Man sieht also, Kralls ganze Beweisführung schießt daneben, er hat nicht mit der fast unbegrenzbaren Hyperästhesie des Unbewußten gerechnet. So wenig der exakte Beweis, daß die Aufschrift des erleuchteten Schildes am Trambahnwagen bei der gegebenen Entfernung und Lichtstärke tief unter der Empfindungsschwelle jedes menschlichen Auges lag, zu beweisen vermag, daß das soeben geschilderte „ahnende" Erkennen nicht stattgefunden haben könne, ebensowenig vermögen Kralls Befunde über die begrenzte Verständlichkeit nasalen oder ganz leisen Flüsterns den Nachweis zu führen, daß ein normalerweise ganz unhörbares und

verstümmeltes Flüstern nicht die Rolle der Telepathie spielen könne. Er ist natürlich nicht der einzige, der diesen Irrtum begeht, sondern befindet sich dabei in allerbester Gesellschaft. Prof. E. Bleuler sagt in seiner Besprechung meines Buches „Die intellektuellen Phänomene“[1]) mit Bezug auf die Rolle, die ich der Hyperästhesie im telepathischen Versuche zugewiesen hatte: „Das unwillkürliche Denkflüstern ist gar nicht nur leiser als das Sprechen, sondern seine Laute sind gewöhnlich so wenig formiert wie die rudimentären Schreibbewegungen, mit denen der Motoriker oft lebhafte Gedanken begleitet; und dann soll man das Denkflüstern auch verstehen, wenn der Mund geschlossen bleibt; dem ist z. B. entgegenzuhalten, daß Geisteskranke nicht so selten mit geschlossenem Munde reden, und zwar stimmhaft, und dennoch ganz unverständlich bleiben.“ Zweifellos wird das bewußte Hören keines ihrer intendierten Worte verstehen können, was aber nicht ausschließt, daß dieselben dem Unterbewußtsein der Anwesenden doch Anregungen vermitteln können. Sanitätsrat Karl Bruck schreibt in seinem bekannten Werke „Experimentelle Telepathie“[2]): „Die unbewußte Flüstersprache, die nach Alfred Lehmann zur Pseudotelepathie führt, läßt sich bei genügender Selbstkontrolle und Hinzuziehung eines sachverständigen Teilnehmers ganz sicher ausschalten. Dr. v. Rutkowski und ich haben in Kontrollversuchen gegenseitig eine derartige Motorik bei uns nicht feststellen können.“ So sehr war Bruck seiner Sache „ganz sicher“, daß er daraufhin den verhängnisvollen Fehler beging, zum Objekt seiner telepathischen Versuche sinnvolle Figuren zu wählen, die natürlich in Worten ausdrückbar sind, also Flüstern ermöglichen. Tatsächlich begeht sein Kontrollversuch gleich zwei Fehler: Erstens nimmt er an, wenn man bei voller Hinwendung der Aufmerksamkeit auf die Sprechbewegungen das Flüstern vermeiden kann, sei man auch in der Abgelenktheit des telepathischen Versuchs davor sicher. Und zweitens glaubt er, was die makroskopische bewußte Beobachtung nicht bemerkt, sei auch für die mikroskopische unbewußte Hypersensibilität nicht vorhanden und wirksam. Tatsächlich ist die Feinheit unwillkürlicher Zeichengebung und unterbewußter Auffassung für solche Kontrollversuche unerreichbar.

* * *

Weitere Versuche Kralls waren dem Nachweise gewidmet, daß bei normalen Menschen auch bei schärfstem Denken an eine Zahl keinerlei Bewegungen der Sprachorgane eintreten. Er warf das Bild der Lippen, stark beleuchtet und mehr als 18fach vergrößert, mit Hilfe eines dem Megaskop ähnlichen Apparats auf eine durchscheinende Pauspapierwand, hinter der der Beobachter saß. Bei dieser Vergrößerung wurde jede leiseste Flüsterbewegung der Lippen überdeutlich sichtbar. Aber bei verschiedenen so geprüften Personen war, wenn sie längere Zeit sich auf das Denken einer Zahl konzentrierten, keine Bewegung zu bemerken.

[1]) Münchener Medizinische Wochenschrift vom 23. Oktober 1925.
[2]) Stuttgart 1925. Verlag Julius Püttmann, S. 15.

In einer zweiten Versuchsreihe klebte Krall einen kleinen Spiegel an die Unterlippe der Versuchsperson. Im verdunkelten Zimmer fiel durch einen Fensterschlitz ein Sonnenstrahl auf diesen Spiegel. An dem vertikalen Schlitz eines Kastens glitt ein Streifen lichtempfindlichen Papiers vorbei, auf diesen fiel der reflektierte Sonnenstrahl, so eine Kurve zeichnend, die jede leiseste vertikale Bewegung der Unterlippe zum Ausdruck brachte. Die Versuchsperson erhielt die Aufgabe, andauernd nur die Zahl „Vier" innerlich zu wiederholen — nur diese eine Zahl, damit die Kurven vergleichbar würden. Die Versuche wurden auf mindestens 30 Minuten, z. T. sogar auf eine volle Stunde ausgedehnt, um Ermüdung zu erzielen, die den unwillkürlichen Flüsterbewegungen günstig sein konnte. Das stille Denken der Zahl 4 wechselte mit absichtlichen Flüsterbewegungen, um den Unterschied beider Kurven zu veranschaulichen. Als Versuchspersonen dienten zahlreiche Personen verschiedenen Geschlechts, verschiedenen Alters, verschiedenen Berufs. Bei keinem einzigen — man beachte: keinem einzigen — der Untersuchten will Krall irgendwelche Anzeichen unwillkürlicher Flüsterbewegungen beobachtet haben. Daß Lehmann und Hansen, im scharfen Gegensatz zu diesem Befund, bei anhaltendem Denken an eine Zahl und auch bei anderen Gelegenheiten den Antrieb zu unwillkürlichem Flüstern bei sich fanden, wird darauf zurückgeführt, daß Lehmann abnorm motorisch und suggestibel, d. h. zu zwangsmäßigen Bewegungen disponiert sei (S. 338). Da auch ich selbst den Drang zum Flüstern bei angestrengtem Denken bei mir konstatiert habe, werde auch ich von Krall zu den „Abnormen" gerechnet, die für telepathische Versuche ungeeignet seien, aber auch selten vorkämen (S. 349).

Wie sonderbar, daß bei den Versuchen von Lehmann und Hansen gleich zwei solcher Abnormer zusammengetroffen waren! Wieviel seltsamer noch, daß fast alle, die bisher über dieses Gebiet gearbeitet haben, zu den seltenen Abnormen zu gehören scheinen. Denn es ist Krall offenbar entgangen, daß seine Befunde nicht nur mit denen von Lehmann und Hansen, sondern mit der ganzen bisherigen Psychologie und Physiologie des Sprechdenkens und der Vorstellungstypen kollidieren. Hätte Krall die betr. Literatur gekannt, so würde er wohl seine Versuchsresultate nicht so ungeprüft und uneingeschränkt der Öffentlichkeit unterbreitet haben. Namentlich die Ergebnisse der Umfrage der Berliner Psychologischen Gesellschaft über die Vorstellungstypen[1]) hätten ihn doch wohl zu größerer Vorsicht gemahnt.

Aus dem reichen Material, das diese von 157 Personen beantwortete Enquete lieferte, sei hier folgendes aufgeführt. Neben den „Auditiven", deren Wortdenken ein inneres Hören, und den „Visuellen", bei denen es ein inneres Lesen ist, gibt es zahlreiche „Motoriker", die ihr Wortdenken aus den Vorstellungen der Sprechbewegungen zusammensetzen. Natürlich

---

[1]) R. Baerwald, Zur Psychologie der Vorstellungstypen mit besonderer Berücksichtigung der motorischen und musikalischen Anlage. Schriften der Gesellschaft fur psychologische Forschung, Heft 18—20. Leipzig 1916, Johann Ambrosius Barth.

gehören fast alle Menschen gleichzeitig zu 2—3 dieser Typen, d. h. wir denken die Worte gewöhnlich in mehreren Vorstellungsarten. Unter den Motorikern gibt es wieder zwei Unterarten: Die „Vorstellungsmotoriker" denken in bloßen Reproduktionen der Sprechbewegungen, ohne solche wirklich auszuführen, wenn dagegen die „Empfindungsmotoriker" prüfen, in welcher Weise sie Worte vorstellen, so finden sie bald leise, bald stärkere Bewegungsansätze der Sprachorgane vor. Es ist keine Rede davon, daß solche Empfindungsmotoriker, wie Krall annimmt, seltene Ausnahmen seien, ein großer Teil unserer Beantworter gehörte zu dieser Klasse. Bei manchen ist die Zusammengehörigkeit von Denken und Sprechmitbewegung so untrennbar, daß sie sagen, es gebe für sie keinen Unterschied zwischen Sprechen und Denken: „Die Griechen machten mit dieser Begriffsvermischung Ernst, sie hatten für Sprache und Denken dasselbe Wort: Logos. Und es läßt sich wohl verstehen, daß sie eine Nation der Empfindungsmotoriker gewesen sein müssen. Südliche Völker reagieren leichter als nordische, und dem impulsiven, quecksilbrigen ‚Graeculus' vor allem warf der würdevolle Römer seinen Mangel an Gehaltenheit in Wort und Tat, kurzum an Hemmungen vor." (Also ein ganzes Volk von „Abnormen" im Sinne Kralls.) Sehr häufig steigern sich die leisen Zuckungen der Sprachorgane beim Denken zum hörbaren Flüstern und Lautdenken. Von 125 Beantwortern fanden 68 diese Eigentümlichkeit bei sich (S. 213 meines Buches über Vorstellungstypen). Allerdings beantworten manche die Frage nach dem Lautdenken zuerst mit „Nein", um sie, wenn man sie nach bestimmten Denksituationen fragt, lebhaft zu bejahen, unsere Erinnerung ist also in diesem Falle oft lückenhaft. Folgende Umstände steigern die Disposition zu Mitbewegungen und zum Lautdenken: 1. Jugendliches Alter. Wir mußten bei unserer Umfrage Personen unter 20 Jahren ausschließen, weil sie so durchweg stark motorisch waren, daß sich keine psychologisch instruktiven Unterschiede mehr ergaben. (Krall aber hat auch jugendliche Personen nach seinem Verfahren untersucht und doch keine Sprechbewegungen gefunden.) 2. Aktive Haltung des Körpers und Geistes: Bei Wandertouren neigt man zu unwillkürlichen Ausrufen, im Liegen schwirden manchmal auch die leisen Mitbewegungen der Sprachorgane beim Denken. 3. Reflexerregbarkeit. Personen, die stark zusammenschrecken, sind meist Empfindungsmotoriker. 4. Gespannte Aufmerksamkeit, auch wenn sie nicht der Selbstbeobachtung des Wortdenkens zugewandt ist. (Wer ist aufmerksamer und gespannter als der sich gewaltsam auf seine Vorstellung konzentrierende telepathische Sender?) 5. Lesen, Redenhören, Singenhören namentlich bei Personen, die selbst mit berufsmäßigem oder kunstvollem Sprechen oder Singen zu tun haben. Lewinsky erklärte, daß er beim Anhören gewisser Rollen heiser würde (Vorstellungstypen S. 196). 6. Denken schwieriger, sehr sorgfältig zu behandelnder oder schwer festzuhaltender Gedanken, z. B. sehr abstrakter mathematischer oder philosophischer Schlußketten, Korrekturlesen, Lesen und Denken in geräuschvoller Eisenbahn oder bei Schreibmaschinengerassel. In solchen Fällen tritt Lautdenken auch bei sonst schwachen Motorikern ein. (Der telepathische Sender, der sich längere

Zeit auf eine einzelne Vorstellung konzentrieren muß, bedarf aller Hilfsmittel, um sie festzuhalten, also auch des Flüsterns.)

Die Physiologie zeigt ganz allgemein, daß scharfes Denken an eine Bewegung oder Richtung zu unwillkürlichen Bewegungsansätzen, die dem Gedanken entsprechen, führt. Das Chevreulsche Pendel liefert das beste Beispiel hierfür. Preyer bewies durch einen bekannten Versuch, daß der ausgestreckte Arm, wenn er ermüdet, in seinen Zitterbewegungen die Figur andeutet, auf welche die Versuchsperson sich gleichzeitig konzentriert (Lehmann, Aberglaube und Zauberei, 3. Aufl., S. 484ff.). Der Begriff der „ideomotorischen Bewegung" (Carpenter) stammt aus solchen Beobachtungen. Warum sollen nun die besonders beweglichen und bewegungsgeübten Sprachorgane sich diesem Gesetze nicht fügen?

Kralls Feststellungen können also nicht richtig sein. Seine Versuche müssen an irgendwelchen Schwächen kranken, die ein schiefes, einseitiges, der Wirklicheit nicht entsprechendes Resultat herbeiführten. Was für Schwächen waren das? Da fallen uns zunächst allerlei Unebenheiten in der Einzelausführung und -deutung auf. Den Kurven der Lippenspiegelversuche entnimmt Krall mehr, als man aus ihnen herauslesen kann. Sie sind sehr bewegt, tanzen heftig nach unten und oben, weil der Pulsschlag sich geltend macht. Sie weisen Unregelmäßigkeiten auf, die Krall, wahrscheinlich mit Unrecht, ausschließlich auf Kopfbewegungen zurückführen will. Sollten diesen verschiedenen, die Kurve beeinflussenden Bewegungsarten auch noch ansatzartige Sprechbewegungen superponiert sein, so würde man sie gewiß nicht deutlich herausanalysieren können. Daß die Kurven der absichtlichen Flüsterbewegungen anders aussehen als die des bloß innerlichen Zahlendenkens, beweist natürlich gar nichts dafür, daß letzterem nicht auch leise Bewegungsinnervationen beigemischt sind, denn diese müssen von sehr viel geringerem Umfang sein als bewußte und gewollte Flüsterbewegungen. — Ferner ist zu beanstanden, daß Krall ausschließlich die einsilbige Zahl Vier innerlich wiederholen läßt, ohne daß der so Denkende mit diesem einseitigen Herbeten derselben Silbe ein Ziel verfolgt, einen Effekt erreichen will, wie ihn der die Gedankenübertragung anstrebende Sender des telepathischen Versuchs im Auge hat. Eine so stumpfsinnige Denktätigkeit muß natürlich alsbald mechanisch und halbbewußt werden, entbehrt also der Intensität, der scharfen Aufmerksamkeit, der Aktivität, die unwillkürliches Flüstern erzeugt. — Drei Beantworter unserer Umfrage über den motorischen Menschen bemerken, daß bei ihnen die Mitbewegungen des inneren Redens nach hinten verschoben erscheinen, sich namentlich im Rachen und an der Zungenbasis geltend machen („Vorstellungstypen" S. 194). Sollte diese Beobachtung allgemeinere Geltung haben, dann war eine Prüfung der Lippenbewegung nicht ausreichend, um das Fehlen unwillkürlicher Mitbewegungen der Sprachorgane überhaupt festzustellen.

Der Hauptmangel der Krallschen Versuche scheint mir aber noch an anderer Stelle zu liegen. Krall sagt, er habe seine Versuchspersonen

nicht suggestiv beeinflußt. Mit Absicht wahrscheinlich nicht. Aber er mußte den vielen Leuten, die er ersuchte, sich so langweiligen Versuchen zu unterziehen, doch wenigstens deren Zweck klar machen, mußte ihnen sagen, daß er Material gegen die Theorie des unwillkürlichen Flüsterns sammelte. Ferner mußte er sie bitten, sich aller unnötigen Lippenbewegungen, alles Mundöffnens und -schließens, Lippenpressens, Flunschbildens usw. zu enthalten, weil dadurch das Bild getrübt worden wäre. Eine allgemeine, die Idee des Stillhaltens nahelegende Direktive war also unerläßlich. Gleichzeitig zeigte er den Versuchspersonen teils in den Projektionsbildern, teils in den auf und nieder tanzenden Reflexen des Lippenspiegels jede kleine Lippenbewegung in gewaltiger Vergrößerung, ermöglichte also eine Selbstkontrolle, wie man sie sonst nie besitzt. Aus diesem Zusammenspiel von Suggestion und verfeinerter Kontrolle mußte sich eine ungewöhnliche Hemmung des unwillkürlichen Flüsterns ergeben. Das Suggestionsmoment hätte sich kaum ausschalten lassen; die ungewohnte Selbstkontrolle ließ sich vermeiden, wenn man den Versuchspersonen eine gut schließende Binde vor die Augen gelegt hätte.

Diese Kritik, welche die Disharmonie zwischen dem Ergebnis der Krallschen Versuche und dem gewöhnlichen menschlichen Verhalten erklärt, wird nicht wohl zu entkräften sein. Wohl aber kann man sie mit einer „Retourkutsche“ beantworten: „Glaubst du etwa, daß Lehmann und Hansen, wenn sie mit Hilfe des unwillkürlichen Flüsterns die Telepathie bestreiten wollten, sich nicht auch autosuggestiv beeinflußt und ihr Flüstern dadurch gesteigert haben!“ Schon Tischner hat einen ähnlichen Einwand erhoben.

Nun, ich widerspreche keineswegs. Es ist kaum möglich, sich über seinen Vorstellungstypus beim Wortdenken klar zu werden, ohne daß Suggestion sich einmischt und man sich allerlei einbildet, was dann modifizierend auf das momentane Verhalten einwirkt. Ich gebe sogar noch viel mehr zu: Sobald wir unsere Aufmerksamkeit auf unser Wortdenken richten, verändert auch diese unseren sonstigen Denkhabitus; wir sind im Momente der Selbstbeobachtung wahrscheinlich empfindungsmotorischer, d. h. wir begleiten das innere Reden mit mehr Mitbewegungen als sonst (vgl. „Vorstellungstypen“ S. 99—105). Lehmanns und Hansens Versuche beweisen daher nicht, daß man beim telepathischen Versuch immer flüstert. Sie beweisen nur: 1. daß dabei leicht Flüstern entstehen kann; 2. daß man dessen Wirkung leicht mit Telepathie verwechselt; 3. daß dabei gewisse Erscheinungen, namentlich typische Verwechslungen eintreten; 4. daß diese beim Flüstern erzeugten Verwechslungen auch bei anderen telepathischen Experimenten zutage treten, die demnach auch z. T. Pseudotelepathie, veranlaßt durch Flüstern, gewesen sein müssen. Diese beschränkte Deutung der Lehmann-Hansenschen Resultate läßt die Wahrscheinlichkeit zu, daß auch bei den telepathischen Nahversuchen viel echte Gedankenübertragung mit im Spiele ist. Aber die Tatsache, daß sich immer Flüstern einmischen kann, genügt bereits dazu, daß wir nur solchen Versuchen trauen dürfen, welche diese Mög-

lichkeit ausschließen. Eine Fehlerquelle braucht gar nicht immer zu fließen, verstopfen muß man sie dennoch.

Nun, solche Versuche, wie die von Krall oder wie die oben erwähnten Kontrollversuche von Bruck und Rutkowski, verfolgen die Tendenz, die Fehlerquellen nicht vollkommen auszuschließen, sondern mit ihnen zu paktieren. Man probiert, wie nahe man an den Käfig des Löwen herantreten kann, bis er einen beißt. Man parlamentiert mit der Gefahr des Irrtums, um sich das Leben möglichst bequem machen und möglichst schludrig experimentieren zu dürfen. Man macht es wie ein Chemiker, der mit schmutzigen Retorten arbeitet und hinterher zu erschließen versucht, der Schmutz habe nur aus Substanzen bestanden, die das Resultat nicht beeinflussen konnten. Eine solche Tendenz scheint mir wissenschaftswidrig. Es gibt doch telepathische Fernversuche, bei denen unwillkürliches Flüstern und ähnliche Fehlerquellen keine Rolle spielen. Hätte man diese mehr geübt und methodisch gereinigt, statt fehlerhafte Nahversuche zu häufen, so könnte die Telepathie heute längst bewiesen sein. Daß die Befürchtung, Fehlerquellen der erwähnten Art könnten Pseudotelepathie einschmuggeln, durchaus keine bloße Vermutung ist, zeigt Dessoirs Bekenntnis, er habe früher öfter bei seinen Versuchen geglaubt, auf echte Gedankenübertragung gestoßen zu sein; seit er aber gelernt, alle Fehlerquellen auszuschalten, habe er solche Erfolge nicht mehr zu verzeichnen gehabt. Also lieber zu vorsichtig sein als zu wenig! Wir haben ja unverdächtigere Wege genug und kommen nicht in Verlegenheit.

* * *

Richtig oder nicht, Kralls Arbeit ist doch fleißig, gründlich, regt zu Nachdenken und Vertiefung an und ist deshalb zweifellos verdienstlich. Schade daß sie mit mancherlei Allzumenschlichem behaftet ist!

Am Schlusse seiner Arbeit tischt Krall eine seltsame Historie auf. Ein unbekannter Däne, der sich den falschen Namen Faustinus Edelberg beilegte, sei im Elberfelder Laboratorium Kralls erschienen und habe angegeben, sich für die berühmten Elberfelder Pferde zu interessieren. Später sei er herumgereist und habe Vorträge gegen diese Pferde gehalten. Er sei ein früherer Kellner und Zauberkünstler gewesen. Prof. E. Ziegler, der Vorsitzende der Ges. f. Tierpsychologie, äußere auf Grund von Dokumenten seine Ansicht dahin, Prof. Lehmann aus Kopenhagen habe diesen „wissenschaftlichen Bravo“ nach Elberfeld geschickt, weil er von Kralls Arbeiten wußte, die seine eigene Theorie widerlegten, und sie unschädlich machen wollte.

Müßte man nicht doch ein wenig mitteilen, was für Gründe jene Dokumente enthielten, ehe man derartigen Unsinn über einen Mann wie Lehmann verbreitet? Man stelle sich vor, ein Forscher von diesem Rang und Einfluß, der, wenn er sich für Kralls Arbeit interessiert, doch nur ganz offen brieflich anzufragen braucht, sollte, weil er sich vor Kralls Befunden bezüglich der welterschütternden Frage der unwillkürlichen

Zeichengebung fürchtet, heimlich einen Spion hinsenden und diesen später gegen Krall hetzen lassen! Macht diese Bezichtigung nicht den Eindruck einer „überwertigen Vorstellung“?

Dr. Gulat v. Wellenburg hat soeben einen Aufsatz veröffentlicht mit dem Titel „Okkultismus, eine psychiatrische Angelegenheit?“[1]) (vgl. dieses Heft S. 165). Er hebt darin hervor, daß die Einreihung mancher bei Okkultisten zutagetretender Eigentümlichkeiten in den Symptomenkomplex der Hypnose, wie Bruhn sie vorschlägt, nicht zweckmäßig sei, daß aber manche dieser Besonderheiten sehr an Symptome der Paranoia erinnern. Er denkt dabei an „Systembildung“ und „Beziehungswahn“. Diese Ansicht wird wesentlich dadurch untersützt, daß mir letzthin in mehreren Fällen — der Fall Krall steht keineswegs allein — bei okkultistischen Denkern ein die Grenze des Normalen erreichendes oder überschreitendes Mißtrauen, ein ziemlich ausgeprägter Verfolgungswahn entgegengetreten ist. Man braucht sich deswegen durchaus nicht zu der beleidigenden und den hervorragenden okkultistisch gerichteten Forschern gegenüber ganz unangebrachten Behauptung zu versteigen, okkultistische Denkweise sei eine Art von Paranoia. Wohl aber kann man sagen: Wie Medien nicht hysterisch zu sein brauchen, aber sich vorsehen müssen, daß die stete Übung in der Emanzipation des Unterbewußtseins nicht zu hysterischen Symptomen führt, so braucht ein Okkultist nicht Paranoiker zu sein, muß aber darauf achten, daß die dauernde Beschäftigung mit dem Unheimlichen und Verschleierten (in Verbindung mit dem beständigen Angegriffen- und Beleidigtwerden, das einen Krebsschaden unseres Arbeitsgebietes bildet) ihn nicht zu Vorstellungsgewohnheiten führt, die bedenkliche Ähnlichkeit mit Verfolgungs- und Beziehungswahn haben. Ein Gesunder kann sich Geisteskrankheit anüben, wie induziertes Irresein und die häufigen Psychosen der Irrenärzte zeigen; die Gefahr ist also nicht bloße Illusion und Übertreibung. Kein Vorwurf, sondern eine Warnung liegt in diesem Hinweise.

Kritische Notiz über die Dunravenschen Sitzungen mit D. D. Home.

Von Graf *Perovsky-Petrovo-Solovovo,* Brüssel.

Vor kurzem starb in England in sehr hohem Alter der Graf Dunraven. Zu Lebzeiten seines Vaters hatte er den Namen Lord Adare geführt. Er starb als Senator des Freistaates Irland; unlängst hatte er noch eine gewisse politische Rolle gespielt. Anfang der 90er Jahre trugen seine vergeblichen Versuche, den Amerikanern an Bord seiner Jacht Valkyrie den „America Cup“ streitig zu machen, seinen Namen in weitere

[1]) „Der Querschnitt“, Berlin, Propyläenverlag. September 1926.

Kreise. Aber vor allem interessiert uns Lord Dunraven, weil mit ihm einer der allerletzten Augenzeugen der Phänomene (ich gebrauche dieses Wort durchweg, ohne mich auf seine Echtheit festzulegen) des berühmten Daniel Dunglas Home († 1886) verschwindet.

Dunraven hatte das große Medium in Paris unter Umständen kennen gelernt, die, wie er sagt, nichts mit dem Spiritismus zu tun hatten; zum zweiten Male sah er ihn in der Wasserheilanstalt des Dr. Gully in Malvenn (England). Die beiden jungen Leute (Lord Dunraven-Adare zählte damals 24 Jahre) wurden Freunde, und es begann eine Reihe von Sitzungen, die vom November 1867 bis Mai 1869 dauerten. Der Vater des Lord Adare, derzeitiger Lord Dunraven, veröffentlichte damals eine Broschüre, welche eine Beschreibung jener 75 Sitzungen sowie drei weiterer vom 27. Juni bis 7. Juli 1869 enthielt; an den letztgenannten hatte sein Sohn nicht teilgenommen. Fast die Gesamtheit der Berichte der 75 Sitzungen hat Lord Adare geschrieben. Die Broschüre wurde nur „for private circulation“ gedruckt und war später nur verhältnismäßig wenigen Personen zugänglich.

1924 gab die Society for Psychical Research in London die Schrift neu heraus — eine ausgezeichnete Idee! — mit einer Einleitung von Sir Oliver Lodge und einer Vorrede von Lord Dunraven (Proceedings S. P. R., Bd. XXXV, Part XCIII).

Dieses Werk ist von sehr großem Werte, denn mehr vielleicht als irgendein anderes auf Home bezügliches Dokument von ansehnlicherem Umfang lenkt es unsere Aufmerksamkeit auf den besonders wichtigen Punkt: Die Geistesverfassung der üblichen Sitzungsteilnehmer bei großen Medien.

Man muß bei dieser Gelegenheit hervorheben, daß Lord Dunraven-Adare zwar ziemlich gläubig, aber doch nicht ganz kritiklos ist. Hier und da spricht er Bemerkungen aus, die letzteres beweisen. Sein Vater scheint in dieser Beziehung weit hinter ihm zurückzubleiben, obgleich es in der Vorrede von ihm heißt: „Das ausschließliche Interesse meines Vaters galt der Wissenschaft, er hatte sich in ihr geschult und war ein scharfer Beobachter“ (Op. cit. S. 25). Zweifellos die Selbsttäuschung eines liebenden Sohnes!

Man darf also annehmen, daß Lord Dunraven-Sohn einen Zeugen vorstellt, der eher über den Durchschnitt derer hinausragt, die bei Homes Darbietungen zugegen waren. Um so bezeichnender ist es, daß — was uns sofort beim Anfang der Lektüre der „Experiences in Spiritualism with D. D. Home“ in Erstaunen setzt — Lord Dunraven seine Aufmerksamkeit eben so sehr, wenn nicht noch mehr, auf Vorfälle richtet, die gar nichts beweisen, als auf Erscheinungen, die, wenn sie echt sind, auf unbekannte Naturkräfte hinweisen oder uns geradezu ins Reich der Wunder führen. Wie bezeichnend ist es, daß Lord Dunraven sich zwar an der großen Mehrzahl der Fälle über die betrugsausschließenden Vorsichtsmaßregeln (wenn man überhaupt von solchen reden darf) ausschweigt, aber gewissenhaft die zahlreichen, oft recht langen Ansprachen verzeichnet,

die Home im Trancezustand vom Stapel läßt. Diese Reden enthalten fast nichts, was sich bestätigen ließe, wimmeln aber von derbstem Unsinn. So lesen wir in der 41. Sitzung vom 16. Dezember 1868:

„Was aber die größten Gelehrten nicht wissen: Die Sonne trägt eine schöne Vegetation und ein reiches organisches Leben.“ Adare: „Aber ist denn die Sonne nicht glühend?“ Home: „Nein, die Sonne ist kalt; die Hitze wird hervorgebracht und der Erde vermittelt durch Lichtstrahlen, die verschiedene Atmosphären durchdringen“ (Proceedings S. 158).

In der 37. Sitzung vom 20. November 1868 behauptet Home den Pythagoras zu sehen: „Ich sehe einen Greis mit Silberlocken; er trägt einen mit Sternen bedeckten Mantel... Er hat großes Interesse für Winde und Gezeiten; er hat den Durchgang durch das Rote Meer studiert. Er meint, das war ein ganz natürlicher Vorgang, ist vor dem Durchzug der Juden schon drei- oder viermal vorgekommen und einmal auch nach demselben“ (S. 144).

In der 67. Sitzung vom 6. April 1869 sagt Home im Trance: „Es gibt noch Land jenseits der von Nordpolfahrern erreichten Grenze, es leben Volksstämme dort, die noch die Spuren früherer Zivilisation bewahren. Sie gehören der alten semitischen oder ursprünglich hebräischen Rasse an.... Dieser Geist ist ziemlich schwer zu verstehen, er scheint etwas verwirrt, aber ... er sagt, es lassen sich bestimmt Spuren des Hebräischen in ihrer Sprache finden“ (S. 245).

Viele dieser Trancereden müssen nach der Erinnerung rekonstruiert worden sein, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß manchmal Lord Adare oder Lord Dunraven-Vater sie auch im Laufe der Sitzung nachgeschrieben hat, und dann natürlich zum Schaden der Aufmerksamkeit, die sie den Bewegungen und Vornahmen Homes hätten widmen müssen, durch die andere Arten von Phänomenen in Szene gesetzt wurden.

Fragt man sich jetzt, welcher Kontrolle Home während der Sitzungen unterworfen wurde, so wird die Antwort lauten müssen: fast keiner. Home darf sich im Verlaufe der Sitzung bewegen, wie es ihm paßt. Ein Beispiel für hundert: In der 62. Sitzung vom 12. März 1869 „stand Home, von einem unhemmbaren Impuls getrieben, auf, schritt im Zimmer umher, seine Hände und Arme waren in merkwürdig schwingender Bewegung ... Mitten im Gehen stand er plötzlich still, der begonnene Satz erstarb ihm im Munde, er sank in die Knie und fiel in Trance. Dann stand er auf, ging umher, sprach anscheinend mit einem Unsichtbaren, er faßte jeden von uns nacheinander bei der Hand, führte uns zu dem anderen Tisch, rückte Stühle für uns heran und forderte uns durch Zeichen zum Niedersitzen auf. Mein Vater ersuchte mich, Papier und Bleistift zu holen, aber Home schüttelte den Kopf und brachte beides selbst. Dann begann er die Möbel in der peinlichsten Weise umzusetzen, wobei er sich dauernd mit dem Unsichtbaren besprach ... Nun löschte er die Kerze, so daß nur noch der Feuerschein des Kamins übrig blieb ... Er setzte sich und stellte zwei Blumenvasen auf den Tisch so, daß sie mit einem Buche ein Kreuz bildeten“ (S. 222—223).

Im Bericht der 68. Sitzung vom 10. April 1869 lesen wir: „Home stand auf, nahm eine gestreifte Decke vom Sofa und umhüllte Schultern, Kopf und Gesicht damit, dann bewegte er sich im Zimmer umher in seltsam verstohlener Weise, versteckte sich hinter den Möbeln, kroch niedergekauert auf dem Boden herum, anscheinend auf jemanden wartend. Plötzlich drückte er seine Hand auf die Kerze und ließ uns in fast völliger Dunkelheit. Ich konnte ihn gerade noch unterscheiden, wie er im Zimmer umher glitt und auf den Dielen kroch“ (S. 249—250).

Home bewegt sich nicht nur nach Belieben im Sitzungsraum umher, es kommt auch vor, daß er hinausgeht; die Aufzeichnungen des Lord Dunraven berichten das mehrmals. Als in einem dieser Fälle Home „auf übernatürliche Weise“ einer Zitronenscheibe ihre Säure erst genommen und dann zurückgegeben hatte, scheint sich im Geiste des Lord Dunraven-Adare ein leiser Zweifel geregt zu haben; das beweist die Bemerkung auf Seite 167. Gelegentlich dieser Leistung ist Home mindestens einmal hinausgegangen, und Dunraven gibt zu, es könnte dies auch noch ein zweites Mal der Fall gewesen sein!

Man braucht nicht erst festzustellen, daß in den allermeisten Fällen über Haltung und Stellung der Hände und Füße Homes gar nichts berichtet wird. Dem Autor und den übrigen Sitzungsteilnehmern scheint nicht einmal der Gedanke aufzusteigen, daß mindestens gewisse „Phänomene“, die sich unter dem Tisch abspielten, recht wohl mit den Füßen zu bewerkstelligen waren. Ich frug einmal Aksakow, der manche Berührungen und Fernbewegungen beobachtet hatte, die unter dem Tisch stattgefunden hatten, ob die Füße Homes kontrolliert gewesen seien. Er bejahte, setzte aber schnell hinzu: „Und man kann doch auch keinen Knoten mit den Füßen im Taschentuch schürzen!“ Ich gestehe, ich kann Aksakows Sicherheit in diesem Punkte nicht teilen, aber ich schließe aus der Bedeutung, die er diesem Knoten beilegte, daß die Kontrolle der Füße des Mediums nicht allzu ernstlich gewesen war.

Recht bezeichnend ist folgende Stelle aus dem Berichte über die 59. Sitzung vom 6. März 1869. „Home stellte für uns alle Stühle hin, zog einen kleinen Tisch heran und setzte sich. Es war stockfinster. Sofort legte sich eine Hand auf meinen Hinterkopf. Er sagte: ‚Sie wollen euch mit Blumen berühren.‘ Wir beide, Frau Wynne und ich, fühlten sie. Home sagte zu Frau Wynne: ‚John hat Sie berührt.‘ In kurzer Entfernung hörten wir, wie Blumen rauschten und ihre Stengel knisternd brachen, und gleich darauf wurden einige auf unsere Hände gelegt. Home sagte: ‚Liebe Emilie, fasse Daniels Hände! Wir möchten, daß du anderen sagen kannst, daß du seine Hände und Füße gefühlt hast.‘ Während somit Homes Hände und Füße mit denen der Frau Wynne in Kontakt waren, spürten wir alle gleichzeitig, wie Blumen über unsere Gesichter, Köpfe und Hände strichen.“ (S. 209.)

Aus dieser Stelle folgt erstens, daß der Berichterstatter (diesmal ist es Lord Dunraven-Vater) es als ein Phänomen zu betrachten scheint, daß in völliger Dunkelheit eine Hand auf seinen Kopf gelegt wird, während

Home in völliger, kontrolloser Freiheit daneben sitzt; zweitens, daß Frau Wynne sich erst auf Homes ausdrückliche Aufforderung dazu versteht, seine Hände und Füße zu kontrollieren. Selbstverständlich bietet die bloße Tatsache, daß Homes Hände mit denen Emilies „in Kontakt" waren, noch keine Garantie für wirksame Kontrolle.

Im Bericht der gleichen Sitzung heißt es kurz vorher (S. 207—208), daß ein Topf mit Blumen (Alpenveilchen) unter den Tisch gestellt wurde, und dann „wurden Klopftöne auf dem Tische hörbar. Ich (Dunraven-Vater) sagte zu Blackburn: ‚Kriech unter den Tisch und halte Herrn Homes Füße!‘ Er tat es, und wir hörten die Klopftöne deutlich über seinem Kopf. Home sagte plötzlich: ‚Seht ihr die Hand mit der Blume neben mir?‘ Zweimal sagte er, er sähe die Hand. Unwillkürlich streckte ich meine Hand unter den Tisch und fühlte sogleich, wie eine Blume ganz sacht hineingelegt wurde." Der Verfasser dieses Berichtes hat eine so vage Vorstellung von dem, was man unter zwingenden Bedingungen eines Experiments zu verstehen hat, daß er nicht einmal klarstellt, ob in diesem Augenblick Homes Füße andauernd gehalten wurden, so daß wir nichts hierüber wissen. Unnötig hinzuzufügen, daß dieses Beispiel einer von den Sitzungsteilnehmern angeregten Kontrolle eine ganz seltene Ausnahme bildet.

Manchmal geht das Gewährenlassen in den Sitzungsbedingungen so weit, daß der Berichterstatter selbst offenbar nicht weiß, wie er das Wesen des Phänomens auffassen soll. In der 78. Sitzung vom 7. Juli 1869 hatte Lord Dunraven-Vater eine Reliquie in der Tasche mitgebracht. Dann aber gedachte er sie wegzulegen und ließ sie auf einem Büfett in einem anderen Teil des Zimmers liegen. Bald darauf stand Home auf, ging gleichfalls zum Büfett, kam zurück und setzte sich wieder an den Tisch. „Darauf nahm er ein Stück Papier und schrieb mit großen Buchstaben: ‚Wohin hast du es gelegt?‘ Ich erwiderte: ‚Kannst Du es nicht finden?‘ Er ging noch einmal zum Kredenztisch hinüber, kam zurück, setzte sich und zeigte mir ein Kreuz, das er trug und teilweise aus seinem Hemdkragen hervorzog. Hierauf nahm er die Lampe und stellte sie auf den Kredenztisch, und während er dort stand, sahen zwei von unserer Gesellschaft etwas in oder besser auf einer seiner Hände, als er sie öffnete. Das muß die Reliquie gewesen sein. Hierauf kehrte er wieder zu seinem Stuhl zurück und setzte sich. Kapitän Smith sah die Reliquie auf dem Tisch, ehe Home sich hinsetzte. Wir sahen sie, bevor er seine Hände beiderseits neben die Reliquie hielt." Am Schlusse dieses Sitzungsberichtes heißt es: „Wir unterhielten uns darüber, wie Herr Home die Reliquie suchte und wer sie wohl auf den Tisch gelegt haben mochte, er selbst oder ein Geist. Als wir noch darüber sprachen, erhielten wir folgende Botschaft: ‚Er hatte sie am Kredenztisch in seiner Hand, wir aber legten sie auf den Tisch‘."

Die „Botschaft" macht doch wohl etwas den Eindruck, als habe sie ein Versehen Homes wieder gut machen, oder genauer, Zweifel, die sich hätten regen können, beschwichtigen sollen. Jedenfalls kann eine

solche Sitzung offenbar hinsichtlich der Kontrolle nicht einmal den bescheidensten Forderungen genügen; und von vielen anderen Sitzungen gilt genau das gleiche.

Einige Seiten vorher im Bericht über die 76. Sitzung vom 25. Juni 1869 erzählt derselbe Lord Dunraven-Vater, daß er einige Tage zuvor an ein Schreibmedium, Frl. C. R., die Frage gerichtet habe: „Was halten Sie von Herrn Home?“ „Frl. R. schrieb sofort: ‚Er hat etwas mediale Kraft, aber sehr vieles bewirkt er durch Betrug‘.“ Die Antwort auf eine andere Frage lautete: „‚Home betrügt die Menschen, indem er ihnen vorspiegelt, er könne die Geister ihrer Freunde beschwören usw.‘ Diese und andere Antworten machten auf mich den Eindruck, daß sie wahrscheinlich von einem Truggeiste stammten.“ Gewiß eine Bemerkung, welche das grenzenlose Vertrauen charakterisiert, das Home seiner hochadligen Gefolgschaft einflößte!

Liest man diese Aufzeichnungen aus weit zurückliegender Zeit, so fühlt man sich ganz besonders auf einen Punkt hingewiesen, dem man vielleicht zu selten Beachtung schenkt, auf die ungeheure Bedeutung, die bei derartigen Untersuchungen der Persönlichkeit des Forschers zukommt. Lord Adare erzählt z. B., daß er, als er eine Nacht in Ashley House mit Home im selben Zimmer schlief (was übrigens damals öfters vorgekommen zu sein scheint), ein über Homes Bett hängendes Kruzifix in der Luft schweben und schwingen sah, dann preßte es sich an seinen eigenen Mund und darauf an den Mund Homes. „Ich konnte nicht sehen, was es hielt, es schien sich von selbst zu bewegen.“ Hätte ein Mann wie Moll oder Dessoir das gesehen und bezeugt, gewiß, dann wäre es ein vollkommener Beweis; aber da wir in Betracht zu ziehen haben, daß uns nichts über die Beleuchtung gesagt wird, nichts über die Stellung von Homes Bett, nichts über den Ort, an dem Home selbst sich befand, und daß der Zeuge ein junger leichtgläubiger Enthusiast ist, können wir nicht wissen, ob die Evolutionen, die das Kruzifix vollzog, nicht die Wirkung sehr natürlicher Ursachen waren, z. B. von Fäden, die zu knüpfen Home natürlich Zeit genug hatte. (S. 163.)

Etliche Vorgänge werden beschrieben, in denen materialisierte Formen auftreten. Die Erklärung bei einem oder zweien „lies on the surface“, wie die Engländer sagen. So in der 64. Sitzung vom 29. März 1869, wo, nachdem jedes Licht ausgelöscht war außer dem, das durch die Fenster hereindämmerte, „Home in Trance fiel. Er klatschte mit den Händen, ein Zeichen, das der Geist der Adah Menken, einer verstorbenen amerikanischen Schauspielerin, eingeführt hatte, um seine Gegenwart anzumelden, ging zum Fenster und wickelte die Vorhänge rund um sich, so daß nur sein Kopf frei blieb. Wir sahen alle, wie eine seltsame Erscheinung sich über seinem Haupte bildete. Sie hatte zuerst das Aussehen eines Spitzentaschentuches, das mit Hilfe eines Stockes oder sonst einer festen Stütze emporgehalten wurde; bald aber bekam sie deutlichere Umrisse und glich einer schattenhaften menschlichen Form, umgeben von einer Drapierung. Sie war ungefähr zwei Fuß lang. Ein Anwesen-

der bemerkte, sie habe die größte Ähnlichkeit mit der Vignette am Kopf eines der Gedichte von Adah Menken. Home, aus dessen Mund die Menken sprach, sagte, ja, die will ich gestalten; ich versuche meine Form für euch sichtbar zu machen‘. Die Wandfläche rechts von Home leuchtete drei- oder viermal hell auf“ usw. (S. 237—238.)

Dieses „Spitzentaschentuch, das mit Hilfe eines Stockes oder sonst einer festen Stütze emporgehalten“ wird und dann einer „Vignette“ überraschend ähnlich sieht, erinnert mich, wie ich gestehen muß, unwiderstehlich an die Photographien aus Ektoplasma, die man in den Sitzungen mit Eva C. erhielt! Nur war, im Gegensatz zu Eva, Home völlig frei in seinen Bewegungen, und man darf als ganz sicher annehmen, daß er niemals einer Durchsuchung unterworfen wurde.

Eine Erscheinung wie die der 49. Sitzung vom 9. Februar 1869 läßt sich meines Erachtens durch die Gegenwart eines Helfers oder einer Helferin erklären. Warum auch nicht? Home kann sich bewegen, wie er will, er kann sogar hinausgehen, wenn es ihm beliebt; ebensogut kann er doch jemand von außen einschmuggeln. Und in diesem Zusammenhang muß man darauf hinweisen, daß mehrmals in den Aufzeichnungen des Lord Dunraven von Tönen und Geräuschen die Rede ist, die von außen ins Sitzungszimmer dringen. Nur ein Beispiel: In der Beschreibung derselben 64. Sitzung, von der wir schon gesprochen haben, finde ich am Schlusse folgende Zeilen: „Wir hörten einen schweren Schritt im Flur und die Klapptüren wurden auf- und zugemacht.“ (S. 238.) Ich erkläre mich bereit, den „spirituellen“ und übernatürlichen Ursprung dieses „schweren Schrittes“ nicht a priori auszuschließen; aber um so mehr wird man mir erlauben, eine prosaischere, rein menschliche Ursache auch nicht für unmöglich zu halten.

Kehren wir zur 49. Sitzung zurück. Über die Örtlichkeit, wo sie stattfand, wird nichts gesagt. Das Zimmer bekommt nur vom Fenster etwas Licht. „Sacha (Homes verstorbene Gattin) richtete darauf einige sehr ergreifende und passende Worte an mich über die Frage der Ehe. Darauf hörten wir alle einen Geist, der mehr aus dem Raume neben mir nach dem Fenster zu sprach. Home stand auf, stellte sich dicht ans Fenster und sagte: ‚Sacha will versuchen, sich euch zu zeigen‘. Ihre Gestalt wurde allmählich mehr und mehr sichtbar; sie schwebte dicht an Home heran und küßte ihn. Sie stand neben ihm, sich gegen das Fenster abhebend, und schien genau so körperhaft wie Home selbst. Niemand hätte sagen können, wer der Sterbliche und wer der Geist sei. Es war aber zu dunkel, um Gesichtszüge unterscheiden zu können. Ich konnte wahrnehmen, daß ihr Gesicht uns voll zugekehrt war und daß entweder ihr Haar, in der Mitte geteilt, über ihre Schultern floß oder daß sie etwas trug, was ein Schleier sein konnte. Sie sagte durch den Mund Homes, sie wolle versuchen, sich uns als weiße, leuchtende Erscheinung zu zeigen, und sie führte dies aus, aber ihre Gestalt war nicht annähernd so deutlich wie vorher, da sie als dunkler Körper gegen das Licht des Fensters stand.“ (S. 173.)

Kapitän Gerald Smith, der an der Sitzung teilnahm, bestätigt das Stattfinden dieser Erscheinung. „Von der Stelle aus, auf der ich saß, konnte ich das Profil des Gesichts deutlich sehen, und wenn beide Gesichter sich zum Kusse einander näherten, bestand kein erkennbarer Unterschied in der Dichtigkeit beider Gestalten.“ (S. 278.)

Das ist offenbar sehr merkwürdig; aber noch viel merkwürdiger ist, daß nach den soeben mitgeteilten letzten Sätzen des Lord Dunraven kein einziges Wort mehr über die Erscheinung gesagt wird, vielmehr der Bericht von ganz anderen Dingen redet. Fast $1^1/_2$ Seiten der Ausgabe in den Proceedings wird statt dessen ausgefüllt durch die halb wörtliche Wiedergabe recht uninteressanter Elukubrationen, die das Medium im Trance zutage fördert, die also offenbar den Teilnehmern ebenso wichtig vorkamen wie die materialisierte Erscheinung der Sacha!

Im Bericht einer früheren Sitzung (Nr. 27) heißt es: „Wir hörten ein Klopfen an der Tür, Home öffnete und schien jemand zum Eintritt aufzufordern, aber vergebens; er schloß die Tür, das Klopfen wiederholte sich, er machte wieder die Tür auf, wieder kam niemand herein. Dies wiederholte sich drei- oder viermal.... Nochmals ein Pochen an der Tür, diesmal nahm er die kleine Ada und führte sie zur Tür, und in diesem Falle schien es ihm zu glücken, daß er jemand hereinließ.“ (S. 125.) Dieses Vorkommnis steht in den Berichten des Lord Dunraven nicht vereinzelt da. Was kann es bedeuten? Solche Manöver konnten recht wohl den Zweck haben, daß es Home möglich wurde, einen Helfershelfer einzulassen, falls er später einmal einen solchen brauchte. Sie hatten, wie die Teilnehmer sahen, die ersten Male keine Wirkung. Folglich konnten die so sehr für Home eingenommenen Anwesenden ihnen keine Bedeutung mehr beimessen. Es ist darum recht wohl möglich, daß Home sich dieses Verfahrens in der 49. Sitzung wieder hat bedienen können, ohne daß der Bericht etwas darüber aussagt.

* * *

Vor etwa 40 Jahren hat die englische Gesellschaft für psychische Forschung unter Führung von Richard Hodgson eine längere Reihe von Experimenten angestellt, um die Unzuverlässigkeit menschlicher Beobachtung in Sitzungen mit direkter Schiefertafelschrift nachzuweisen, wie sie damals das Medium Eglinton veranstaltete. (Proceedings S. P. R. 1887, Bd. IV, S. 381—495; „Der physikalische Mediumismus“ S. 47—69). In jener Untersuchung wurde angeblich der Beweis geliefert, daß Protokolle derartiger Sitzungen Auslassungen, Wegdeutungen und andere verschiedenartige Ungenauigkeiten absolut nicht vermeiden können, die ihnen nahezu ihre ganze Beweiskraft rauben. Die Experimente S. J. Daveys schienen tatsächlich diesen hyperkritischen Standpunkt zu rechtfertigen.

Wenn aber ein intelligenter und fachmännisch vorgebildeter Beobachter außerstande ist, eine Tafelschriftsitzung exakt zu beschreiben, die sich bei hellem Tageslicht und unter, wenigstens scheinbar, sehr einfachen

Bedingungen abspielt, welchen Wert kann man dann Berichten über Vorgänge beimessen, die in einem schlecht beleuchteten Raume stattfinden, in dem das Medium herumgehen kann, wie es Laune hat, und aus dem es herausgehen kann, wenn es ihm paßt?

Als 1870 William Crookes im „Quarterly Journal of Science" seine ersten Berichte über die Phänomene D. D. Homes veröffentlichte, hatten zweifellos seine Leser den Eindruck, es handele sich hier um streng wissenschaftliche, alle Fehlerquellen ausschließende Versuche, die sich bei genügender Beleuchtung und unter Bedingungen abgespielt hätten, wie sie die Wissenschaft von denen fordert, die ihre Jünger sein wollen. — Aber 18 oder 19 Jahre später, 1889 erschienen Crookes' ursprüngliche Protokolle in den Proceedings. Das Bild, das sie dem Leser boten, war ein ganz anderes: Die klassischen Experimente des großen englischen Physikers stellten sich ganz einfach als Episoden heraus, eingeschaltet in spiritistische Sitzungen. Der Charakter der Crookesschen Versuche bekam dadurch ein ganz anderes Gesicht.

Heute führen uns die Aufzeichnungen des Lord Dunraven, die der Öffentlichkeit bis 1924 fast unbekannt waren, einen Schritt weiter und zeigen, wie Home sich aus irgend einem rätselhaften Grunde höchst komplizierte Gesten und Bewegungen erlaubte, von denen man bei Crookes nur schwache Andeutungen findet. Da es sehr unwahrscheinlich ist, daß Home sich in den Sitzungen des letzteren anders benommen haben sollte als in denen mit Lord Adare, so darf man wohl in diesen Auslassungen eine neue Probe der Unzuverlässigkeit mancher Schilderungen des großen Gelehrten sehen — der sich bekanntlich fast dazu herbeiließ, Katie King auf den Knien anzubeten. Zu welchem Resultat würden wir wohl gelangen, wenn wir an die Crookesschen Berichte die strengen Maßstäbe anlegen wollten, die kurz vorher die Society f. Psych. Research veranlaßt hatten, die Berichte über die Sitzungen Eglintons en bloc abzulehnen!

Eins ist jedenfalls sicher: Was D. D. Home betrifft, so lautet in mindestens 19 von 20 Fällen die Frage nicht, ob er betrügen konnte, sondern ob er betrügen wollte. Gestützt auf die von Lord Adare und Lord Dunraven beschriebenen 78 Sitzungen, die gewiß für alle von dem großen Medium veranstalteten typisch waren, dürfen wir in aller Unparteilichkeit sagen, daß in den allermeisten Fällen Home schwindeln konnte, soviel er Lust hatte, und angesichts seiner Umgebung mit ganz geringer Gefahr. Man wird zugeben, daß solche Versuchsbedingungen mit Wissenschaft wenig gemein haben.

Was die soeben erwähnte Umgebung betrifft, so lohnt es sich, etwas von gewissen Zeugen zu sprechen, die Lord Dunraven zitiert. Es gibt unter ihnen viele erklärte Spiritisten. Wenn man sie so charakterisiert, entwertet man sie noch nicht als Beobachter, aber es gibt doch Spiritisten, deren Zeugnis, um die Worte zu gebrauchen, deren sich F. W. H. Myers in seinem Referat über „Animismus und Spiritismus" von Aksakow bediente (Proceedings S. P. R. 1890) „would not go far towards establishing the reality of any marvels whatever". Ein solcher Zeuge ist

H. D. Jencken, ein fanatischer Spiritist, der Gatte der berühmten Kate Fox, die zu den Begründerinnen des modernen Spiritismus gehört. Desgleichen der nicht minder fanatische Master of Lindsay, später Graf Crawford and Balcarres, dessen Leichtgläubigkeit noch die des vorhergenannten übertrumpft. Er sieht beständig Erscheinungen, und seine Unzuverlässigkeit im Beobachten wird durch die Tatsache bezeichnet, daß er bei der Beschreibung der berühmten Levitation Homes vom 16. (besser 13.) Dezember 1868 (Proceedings S. 152), bei der dieser aus einem Fenster hinausgeschwebt und durch ein anderes zurückgekehrt sein soll, von dem „hell ins Zimmer fallenden Mondschein“ fabelt, während an diesem Tage gerade Neumond war. Nicht besser ist ein gewisser Bergheim, der vielleicht selbst ein gutes mesmerisches Medium, als Zeuge aber wahrscheinlich ganz unbrauchbar ist. Noch allerlei Leute beiderlei Geschlechts gibt es da, die hoffentlich allerlei gute Eigenschaften haben, aber doch zumeist, glaube ich, auf dem Gebiete spiritistischer Forschung äußerst leicht hinters Licht zu führen sind. Man sollte sich ein für allemal darauf einigen, daß das Zeugnis solcher Ultrafanatiker — zu denen ich übrigens Lord Dunraven nicht rechne — nicht viel mehr Wert hat als das des Mediums selber.

Im Niederschreiben dieser Zeilen muß ich unwillkürlich an einen sehr bekannten russischen General B. denken. Seine Gier, an spiritistische Phänomene glauben zu dürfen, hat ihn mindestens einmal zum Halbkomplicen eines Schwindels des Mediums Guzik gemacht. B. verbot einmal seiner Frau (sie selbst hat es mir später erzählt) mitzuteilen, daß sie eine heimliche Bewegung Guziks wahrgenommen hatte, die sonst allen entgangen war und das geschehene Phänomen ganz natürlich erklärte! Da darf ich doch wohl sagen, daß das Zeugnis eines Generals B. auf diesem Gebiete nichts, absolut gar nichts bedeutet! Wer aber sagt uns, daß unter den Teilnehmern der Dunraven-Sitzungen nicht auch ein paar englische Generäle B. gewesen sind?

Erinnern wir uns weiterhin, daß es vermutlich Home passiert ist, daß er in flagranti auf seinem Schwindel ertappt wurde. („Der Physikalische Mediumismus“ S. 113). Besonders instruktiv ist diese Entlarvung, weil sie sich gerade auf Homes Fuß bezieht, denn in der Beschreibung vieler Homescher Sitzungen weckt eben die Tätigkeit seiner Füße Verdacht.

Mein Großvater, Graf Boris Perovsky, Generaladjutant des Zaren Alexander II., nahm an mehreren Sitzungen teil, die Home bei dem Kaiser veranstaltete, und erzählte, er hätte den Eindruck gehabt, daß Home zwar ein echtes Medium gewesen wäre, aber doch betrogen habe. Dies ist mir von meinen Tanten, den Töchtern meines 1881 verstorbenen Großvaters, mitgeteilt worden.

Aus allem Gesagten will ich nicht den Schluß ziehen, daß sämtliche Phänomene Homes nichts als Schwindel waren. Bei Lord Dunraven wie bei W. Crookes stoßen wir auf eine gewisse Zahl von Vorgängen, die trotz aller aufgezählten Verdachtsgründe eine natürliche Erklärung nur schwer zulassen. Ich habe nur die Aufmerksamkeit auf die schwachen Seiten eines der Hauptzeugnisse lenken wollen, das die Metapsychiker oft

zugunsten der Phänomene Homes zitieren. Wir sahen, wie auf Grund einer Analyse, der man gewiß keine übergroße Strenge vorwerfen kann, eine große Zahl für übernormal angesehene Vorgänge sich leicht recht prosaisch deuten läßt. Ob sich sämtliche Phänomene so erklären lassen, wüßte ich nicht zu sagen. Es genügt mir, daß die überwältigende Majorität der Fälle auf Täuschung beruhen kann.

Wollte man in mich dringen und fragen, welches Phänomen mir am meisten einen übernormalen Ursprung zu heischen scheint, so würde ich, glaube ich, auf die verschiedenen Manipulationen Homes mit glühenden Kohlen hinweisen, die er auch von anderen Personen in der Hand halten ließ, dem S. C. Hall auf den Kopf legte (Proceedings S. 280—282) usw. Hier hat man wirklich den Eindruck, die Grenze dessen, was sich durch Taschenspielkunst durchführen oder durch Beobachtungsfehler erklären läßt, sei überschritten.

Dieses Zugeständnis kann als Ausgangspunkt für zwei ganz verschiedene Überlegungen dienen. Man kann mir sagen: Wenn das, was Home mit den brennenden Kohlen vornahm, dir echt erscheint, warum nicht ebensogut manche andere Phänomene? Offenbar könnte man diesen Weg verfolgen. Aber man kann ebensogut den entgegengesetzten einschlagen und sagen: Aus dem Umstande, daß Home in gewissen Augenblicken etwas wie die Gabe der Unverbrennbarkeit besessen zu haben scheint, folgt noch nicht mit Notwendigkeit, daß er auch über die Gabe der „Levitation“, der „Körperverlängerung“, der Absonderung materialisierter Glieder usw. verfügt habe. Eine Klasse dieser Phänomene zieht durchaus nicht notwendig die anderen nach sich.

Was die Unverbrennbarkeit betrifft, so wäre zu fragen, ob sie sich nicht auf eine ungewöhnliche Kraft suggestiver Beeinflussung zurückführen ließe. Aber dieses Problem möchte ich hier nicht anschneiden.

Noch eine letzte Bemerkung, die aber mit der Echtheitsfrage nichts mehr zu tun hat. Die Spiritisten und spiritistisch gerichteten Metapsychiker behaupten gewöhnlich, die physikalischen Phänomene stammten von Geistern niederen Grades und minderer Entwicklung. Im allgemeinen geben diese Geister nur selten Beweise ihrer Identität. Bei Home stand es anders, soviel man aus den Aufzeichnungen Lord Dunravens ersehen kann: hier manifestieren sich beständig die Geister der verstorbenen Eltern und Freunde der Teilnehmer. Ein Skeptiker könnte sich versucht fühlen, diese Tatsache dadurch zu erklären, daß Home stets mit seinen „Kunden“ in persönlichem Verkehr stand und sich deswegen in reichstem Maße über ihre Familienverhältnisse und sonstige persönliche Beziehungen unterrichten konnte. Mag das zutreffen oder nicht, diese Spezialität Homes bildet ein neues Beispiel für die ziemlich verdächtige Anpassungsfähigkeit der „Gesetze“, die angeblich die mediumistischen Phänomene beherrschen.

Ein betrügerischer Kriminaltelepath.

Von Landgerichtsdirekor Dr. *Albert Hellwig* in Potsdam.

Ich bin keineswegs der Meinung und ich bin auch nie der Meinung gewesen, daß jedes Medium, das behauptet, hellsehen zu können, bösgläubig sei. Im Gegenteil, die Vermutung spricht dafür, daß das Medium gutgläubig ist. Obgleich ich von der Tatsächlichkeit des Hellsehens mich bisher nicht habe überzeugen können, bin ich andererseits davon überzeugt, daß gar mancher Hellseher und gar manche Hellseherin selbst an ihre supranormalen Fähigkeiten glaubt. Doch läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß jedes Medium, das seine angeblichen supranormalen Fähigkeiten gewerblich ausnutzt, die Grenze des Betruges zum mindesten bedenklich streift.

Selbst, wenn man einmal als wahr unterstellt, daß es Medien gibt, die tatsächlich imstande sind, hellzusehen, so wird man doch kaum annehmen können, daß diese Medien zu jeder beliebigen Stunde imstande sind hellzusehen. Wer sein angebliches Hellsehen aber gewerbsmäßig ausnutzen will, wird bald so von gläubigen Klienten, die seine Hilfe wünschen, bestürmt, daß schon eine erhebliche Charakterstärke dazu gehört, um nicht schließlich doch der Versuchung zu erliegen, auch dann hellseherische Visionen vorzuspiegeln, wenn man sie nicht erlebt. Die Gefahr, daß in solchen Fällen, in denen auch dem Medium selbst erkennbar supranormale Erkenntnisse nicht vorliegen, nachgeholfen wird, ist groß. Das ist auch der Grund, aus dem heraus auch überzeugte Okkultisten von Ruf der gewerblichen Ausnutzung hellseherischer Fähigkeiten entschieden widerraten und die Kriminaltelepathie für praktisch nicht verwendbar halten.

Wer nun gar, wie ich dies bis auf weiteres tun muß, der Ansicht ist, daß es nachweisbar bisher hellseherische Fähigkeiten überhaupt nicht gibt, daß vielmehr die angeblichen Hellseher teilweise gutgläubig an ihre objektiv nicht vorhandenen supranormalen Fähigkeiten glauben, teilweise solche überhaupt nur vorspiegeln, wird natürlich erst recht die Ansicht vertreten, daß jeder gewerbsmäßige Hellseher auf die Dauer erkennen muß, daß die vorgeblichen hellseherischen Fähigkeiten zum mindesten in vielen Fällen versagen und daß er dann künstlich nachhilft, um supranormale Fähigkeiten vorzutäuschen.

Eine andere Frage ist es, ob es in allen Fällen gelingen würde, den einwandfreien Nachweis eines solchen betrügerischen Verhaltens zu erbringen und ob es zweckmäßig wäre, eine Betrugsanklage zu erheben. Diese Fragen möchte ich keineswegs unbedingt bejahend beantworten. In meinen Archiven sind über gar manchen sehr berühmten Kriminaltelepathen, der sich das nicht träumen läßt und es wohl auch auf dem Wege des Hellsehens noch nicht ermittelt haben dürfte, sehr belastende Fälle enthalten, die zum mindesten für diese Fälle, wie ich glaube, den einwandfreien Nachweis erbringen, daß er hier betrügerisch vorgegangen ist und daß hier von Hellsehen auch nicht entfernt die Rede sein kann.

Daß aber auch offenbar betrügerisch vorgehende Kriminaltelepathen immer noch Sachverständige finden, die sogar auf Grund von eigenen Versuchen ihnen ihre supranormalen Fähigkeiten bescheinigen, und daß es keineswegs leicht ist, auch solchen offenbar betrügerischen Kriminaltelepathen das Handwerk zu legen, das hat ein Betrugsprozeß gegen den Privatdetektiv Gern in Balingen gezeigt.

Gern bediente sich seiner Frau als Medium. Er stand weit und breit in dem Rufe, daß er mit Hilfe seiner hellsehenden Frau imstande sei, Diebstähle und andere Verbrechen einwandfrei aufzuklären. Gerade während der Drost-Prozeß in Bernburg verhandelt wurde — am 15. Oktober 1925 — wurde Gern wegen Betruges und wegen Beleidigung in je einem Falle zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten und zwei Wochen durch das Schöffengericht zu Balingen (Aktenzeichen: D 678/24 und C 731/24) verurteilt. Nach dreitägiger Verhandlung am 19., 20. und 22. März 1926 wurde seine Berufung durch die Strafkammer zu Hechingen verworfen. Auch die gegen dieses Urteil eingelegte Revision hatte keinen Erfolg.

Ich kenne die umfangreichen Akten, in denen sich auch ein ausführliches schriftliches Gutachten von Prof. Oesterreich auf Grund einer Reihe von ihm im Auftrage des Gerichts mit Frau Gern vorgenommener Versuche befindet. Oesterreich kommt in diesem Gutachten zu einem vernichtenden Urteil über die hellseherischen Fähigkeiten des Mediums und über die Persönlichkeit des Ehemanns Gern. Wenn man aber die Verhandlungsberichte über den Prozeß, wie sie nicht nur in Hechingen in den dortigen Zeitungen erschienen sind, sondern auch in Berliner Blättern liest, so faßt man sich an den Kopf, ob man wacht oder träumt. Denn wenn man diese Zeitungsberichte liest, so muß man eigentlich zu der bestimmten Überzeugung kommen, daß in Hechingen die hellseherischen Fähigkeiten von Frau Gern einwandfrei nachgewiesen worden seien. In Wirklichkeit kann davon natürlich nicht die Rede sein. Der Hechinger Prozeß bildet insofern ein ganz gleiches Bild wie der Bernburger Prozeß, als in beiden Fällen die Presse ihrer hohen Aufgabe einer objektiven Berichterstattung in keiner Weise gerecht geworden ist.

Der Prozeß ist so interessant, daß sich eine monographische Darstellung, die aber im Rahmen einer Zeitschrift nicht möglich ist, lohnen würde. Ich muß mich daher hier damit begnügen, einige der in Betracht kommenden allgemeinen Gesichtspunkte hervorzuheben, um zu zeigen, daß auch ein Medium, für dessen hellseherische Fähigkeiten sich nicht nur die Presse, sondern auch mehrere Sachverständige einsetzen, dennoch ein Pseudomedium sein kann.

Das Verfahren gegen Gern schwebte schon seit längerer Zeit. Schon am 16. Oktober 1924 hatte Hauptverhandlung gegen ihn vor dem Schöffengericht Balingen stattgefunden. In diesem Termin wurde nach der Vernehmung eines Zeugen der Hechinger Landgerichtsrat a. D. Mayer als Zeuge und Sachverständiger vernommen. Mayer ist überzeugter Okkultist. Nach dem gerichtlichen Protokoll hatte er damals 37 Versuche mit dem Angeklagten und seiner Ehefrau vorgenommen und war auf Grund dieser

Versuche zu der festen Überzeugung gekommen, daß Frau Gern imstande sei, durch Hellsehen Verbrechen aufzuklären. Wenn das Protokoll seine Aussage richtig wiedergibt, hat er u. a. erklärt: „Wer die Sache einmal mit angesehen hat, kann an der Aufrichtigkeit nicht eine Sekunde mehr zweifeln.“

Als zweiter Sachverständiger wurde der Balinger Oberamtsarzt Sanitätsrat Dr. Fröhner vernommen. Er erklärte nach dem Protokoll, Frau Gern sei ein gutes Medium; sie sei leicht zu hypnotisieren; sie scheine auch imstande zu sein, hellzusehen und Gedanken zu lesen; immerhin sei dies noch nicht exakt erwiesen. Es empfehle sich, Frau Gern durch Prof. Oesterreich untersuchen zu lassen.

Daraufhin wurde die Verhandlung vertagt und beschlossen, Prof. Oesterreich um die Erstattung eines schriftlichen Gutachtens auf Grund seiner eigenen Versuche, die er mit Frau Gern anstellen solle, zu bitten.

Von einem Medium, das an seine hellseherischen Fähigkeiten glaubt, sollte man annehmen, daß es mit Freuden die Gelegenheit ergriffe, sich von einem okkult eingestellten Sachverständigen, der von der Tatsächlichkeit des Hellsehens überzeugt ist und der, wie er selbst in seinem Gutachten sagt, zunächst bestimmt geglaubt hat, die Versuche würden ein positives Ergebnis ergeben, untersuchen zu lassen. Dies um so mehr, als Oesterreich zweifellos weiß, daß man sensiblen Personen mit einer gewissen Einfühlung entgegenkommen muß. Um so mehr muß es wundernehmen, daß die Versuche ein durchaus negatives Ergebnis gehabt haben, und vor allem, daß Oesterreich mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um einen gewissen passiven Widerstand des Mediums und des Angeklagten zu überwinden. Der Einwand, der mit Vorliebe gemacht wird, wenn Versuche, die skeptisch eingestellte Forscher angestellt haben, nicht glücken, der Einwand nämlich, daß das Medium durch die Skepsis des Versuchsleiters irritiert worden sei und deshalb seine supranormalen Fähigkeiten nicht habe entfalten können, ist hier doch nicht gut möglich. So ist das Versagen des Mediums bei den Versuchen mit Oesterreich sowie sein und seines Ehemanns mitunter eigenartiges Verhalten bei diesen Versuchen ein starkes Indiz dafür, daß das Medium nicht imstande ist, hellzusehen.

Eigenartig ist es auch, daß der Angeklagte es vor dem Abschluß der Versuche Oesterreichs für angebracht und zweckmäßig gehalten hat, Dr. Tischner aus München kommen zu lassen, um sich ein Privatgutachten über die hellseherischen Fähigkeiten seiner Frau erstatten zu lassen.

In diesem Privatgutachten, das sich gleichfalls bei den Akten befindet, kam Dr. Tischner auf Grund einiger Versuche zu dem Ergebnis, daß „Frau Gern übernormale Fähigkeiten hat, die auch kriminalistisch ausgenützt werden können“. An einer späteren Stelle seines Gutachtens bemerkt er, daß Frau Gern und ihr Mann subjektiv von den übernormalen Fähigkeiten und der Möglichkeit ihrer kriminalistischen Nutzbarmachung

überzeugt sein durften und daß „zweifellos“ objektiver Nutzen aus der kriminalistischen Benützung der übernormalen Fähigkeiten Frau Gerns gezogen werden könne.

Dieses Gutachten Dr. Tischners kann auch nach dem Urteil Oesterreichs als zuverlässige Unterlage für den Nachweis hellseherischer Fähigkeiten des Mediums nicht gewertet werden. Oesterreich nimmt in seinem schriftlichen Gutachten eingehend zu dem Gutachten Tischners Stellung. Er äußert sich dabei insbesondere wie folgt: „Was die Erwägungen betrifft, die Tischner hinsichtlich einer Betrugsmöglichkeit durch Gern anstellt, so muß bei aller wissenschaftlichen Hochschätzung desselben doch gesagt werden, daß sie eine genügende Prüfung sowohl der Persönlichkeit Gerns als auch der örtlichen Verhältnisse vermissen lassen. Die Vorstrafen Gerns und andere Umstände machen es zweifellos, daß Angaben von seiner Seite ohne alles Gewicht sind. Ebenso muß es ernstlich beanstandet werden, wenn Tischner schreibt: ‚Da Frau Gern in Lautlingen wohnt, das wirtschaftlich usw. nicht nach Hechingen gravitiert (auf wessen Aussage stützt sich da Tischner??), kennt sie überhaupt die Hechinger Verhältnisse sehr wenig, um so mehr ist anzunehmen, daß sie die Namen der Einbrecher nicht schon vorher gekannt hat.‘ Demgegenüber muß festgestellt werden, daß sehr häufig Sitzungen bei Dr. Mayer stattfanden und es äußerst wahrscheinlich ist, daß Gern eine sehr genaue Kenntnis der Hechinger Verhältnisse besitzt.“

Oesterreich ist in seinem Gutachten zu dem Ergebnis gekommen, es könne dem Angeklagten bei seiner Intelligenz unmöglich entgangen sein, „daß zum mindesten in der Regel alles falsch ist, was das Medium von sich aus sagt. Er muß wissen, daß immer wieder Unschuldige beschuldigt werden, daß immer wieder frei erfundene Namen vom Medium genannt werden und daß auch Dinge vom Medium produziert werden, die es schon vor dem Trance wußte. Er, der tagein tagaus Sitzungen abhält, muß die Unzulänglichkeit seiner Frau von Grund aus kennen, an der auch selbst durch gelegentliches Vorkommen echter parapsychischer Akte nichts Wesentliches geändert würde. Wenn er trotzdem die Sitzungen immer wieder abhält und die Leute in den Glauben bringt, daß sie so leicht und sicher etwas zur Aufklärung von Verbrechen Dienliches erfahren werden, so kann ihm unmöglich noch guter Glaube zugebilligt werden.“

Die verschiedenen Gerichtsakten sind voll von Belegen für die Gewissenlosigkeit, mit welcher der Angeklagte überhaupt vorgeht.

In der Strafsache des Jugendgerichts Balingen (D 705/1924) ist zutage gekommen, daß Gern sich von dem Fabrikarbeiter Single für die Rückgabe eines von einem Freunde seines (Gerns) Stiefbruders Nufer gestohlenen Rades, das Nufer in Gerns Scheuer untergestellt hatte, 20 Mark geben ließ und weitere von Single hinzugefügte 5 Mark ebenfalls annahm, obwohl er dabei keinerlei eigene Arbeit geleistet hatte. Statt dessen spiegelte er dem Single vor, daß er das Rad unterwegs dem Diebe abgenommen habe. Auffallend ist auch, daß er zu Single von seinem angeblichen Medium sprach und den Single zur Erstattung einer Strafanzeige gegen den

Täter animierte. Der Verdacht liegt äußerst nahe, daß Gern eine Sitzung mit seinem Medium veranstalten wollte, wobei es ihm dann leicht gewesen wäre, das „Medium“ den ihm wohlbekannten Täter nennen zu lassen und so einen blendenden, sein Renomee steigernden „Erfolg“ zu erzielen.

Dafür spricht auch das weitere Verhalten des Angeklagten im Falle des Raddiebstahls des Fabrikarbeiters Single. Das von Renz gestohlene Fahrrad war von Gerns Stiefbruder Nufer benutzt worden und dann in der Scheuer Gerns untergestellt worden. Das Ehepaar Gern erfuhr noch am selben Abend von Nufer, daß es sich um ein von Renz in Balingen gestohlenes Rad handle. Nufer hat darüber (unbeeidigt) ausgesagt: „Ich kam am 16. Juli gegen 8 Uhr abends zu meinem Bruder nach Lautlingen. Mein Bruder selbst war nicht zu Hause, aber seine Frau. Die Frau meines Bruders fragte mich, woher ich das Rad habe, worauf ich ihr sagte: von dem, der heute morgen bei mir gewesen sei, der habe es in Balingen gestohlen. Mein Bruder hat mich am andern Morgen dann recht gescholten, daß ich dieses gestohlene Rad gebracht habe. Das Rad war dann von meinem Bruder mit einem Zettel versehen. Mein Bruder muß es von seiner Frau gewußt haben, daß das Rad gestohlen war.“

Am 17. Juli veranstaltete Gern bei einem Fräulein Schmid in Hechingen eine mediumistische Sitzung in Sachen eines andern Raddiebstahls. In dieser Sitzung sagte nun das „Medium“ so gut wie nichts über den Diebstahl, wegen dessen es gerufen war, wohl aber allerlei über den Diebstahl des dem Single gehörigen Rades, wobei manches, was sie von diesem Rade wußte, im Trance zutage kam, so z. B., daß es gelbes Blech hatte und die Lenkstange gebrochen war, ferner über den Weg, auf dem das Rad gekommen war.

Dieses Trancemanuskript seines „Mediums“ hat Gern sich nicht gescheut zusammen mit einem kommentierendem Bericht an amtlicher Stelle als Beweis für die Fähigkeiten seiner Frau einzureichen und gleichzeitig dem Landjägerkorps ganz phantastische Angaben gemacht, wie er dieses Rad ermittelt habe (Angaben, die selbstverständlich mit denen, die er dem Single machte, nicht in Übereinstimmung sind). Oberlandjäger Lay bemerkte sofort die Unglaubwürdigkeit dieses Berichtes und nannte ihn „sehr märchenhaft“. Gern hat in diesem Fall den Bestohlenen sowohl wie die Behörden in der unerhörtesten Weise belogen und von den Angaben seines sogenannten Mediums in bewußter Weise betrügerischen Gebrauch gemacht, betrügerisch zum mindesten in moralischem Sinne, um sich und sein Medium wider besseres Wissen in glänzendes Licht zu setzen.

Aus den Feststellungen des schöffengerichtlichen Urteils möchte ich folgendes hervorheben. Hiernach hat Oesterreich gesagt, die Hauptverhandlung ergebe ein günstigeres Bild von den hellseherischen Fähigkeiten des Mediums; doch verschaffe sie niemals die Klarheit und die Übersicht wie die von ihm vorgenommenen Laboratoriumsexperimente. Den Beweis für hellseherische Fähigkeiten halte er auch durch die Er-

gebnisse der Hauptverhandlung nicht für erbracht. Wenn Tischner sich in seinem schriftlichen Gutachten über Frau Gern günstig äußere, so lege er diesem Umstand „nach der Art dieser Versuche und nach der ihm gegenüber nachträglich brieflich gemachten Einräumung von Dr. Tischner, er habe in vielem sich auf die Angaben des Landgerichsrats a. D. Mayer verlassen, er wisse nicht, ob er sein schriftliches Gutachten so sicher aufrecht erhalten könne, mit Recht für den vorliegenden Fall keine erhebliche Bedeutung bei. Den Bekundungen des sachverständigen Zeugen Landgerichtsrat a. D. Mayer mißt Prof. Oesterreich gleichfalls keinerlei erheblichen Beweiswert bei, weil dieser Zeuge, wie so manche Person selbst aus wissenschaftlich gebildeten Kreisen, in Fragen von Spiritismus und Okkultismus offenbar leichtgläubig ist. Durch seinen Hang zum Glauben an wunderbare, unerklärliche Erscheinungen ist dieser Zeuge offenbar an einer einwandfreien strengen Nachprüfung der Tätigkeit des Angeklagten, der schon nach seinen Vorstrafen und bei der Gewerbsmäßigkeit seines Treibens als höchst zweifelhafte Person anzusehen ist, behindert worden".

Auf Grund des Gutachtens von Prof. Oesterreich sah das Schöffengericht „in objektiver Hinsicht als widerlegt an, daß der Ehefrau Gern irgendwelche hellseherischen Fähigkeiten in dem Sinne zukommen, wie sie der Angeklagte ihr beilegte, nämlich die Fähigkeit, einen Sachverhalt, der keinem der Anwesenden bekannt ist oder in dessen latentem Bewußtsein vorhanden ist, durch Lesen im Bewußtsein abwesender Personen, insbesondere des abwesenden Täters einwandfrei und sicher zu enthüllen.

Auch in subjektiver Hinsicht hat sich der Sachverständige Oesterreich nicht zugunsten des Angeklagten geäußert. Er gibt in dieser Richtung an, es sei dem Angeklagten zwar ein gewisser guter Glaube zuzubilligen. Allein dem Angeklagten könne nicht entgangen sein, daß es sich nur um Telepathie, Gedankenlesen und Gedankenübertragung bezüglich anwesender Personen handelte. Es könne ihm auch nicht entgangen sein, daß sehr viel Falsches vorkam. Der Angeklagte habe erheblich aufgebauscht, habe auch Aufsehen erzielen wollen. Er, der Sachverständige, könne nicht glauben, daß der Angeklagte tatsächlich geglaubt habe, sein Medium leiste das, was er von ihm behaupte. Auf Grund der nachher zu erörternden Einzelfälle glaubt das Gericht sogar noch weitergehen und annehmen zu dürfen, daß der Angeklagte, der sein Medium offenbar nach und nach ausbildete und hierbei später vom Zeugen Mayer unterstützt wurde — das Medium konnte zunächst im Trancezustand nur schreiben, erst später auch sprechen; das geistige Schauen von Gegenständen, die ihm verschlossen vorgelegt wurden, suchte es erst noch später zu erlernen, nachdem solche Versuche in Tübingen als für das Medium zu schwierig aufgegeben worden waren — niemals im guten Glauben an die eigentlich hellseherischen Fähigkeiten seiner Ehefrau war, daß er absichtlich seine danebenhergehenden Nachforschungen als Detektiv geflissentlich verschweigt, daß er

lediglich deshalb, weil er an die Richtigkeit der Enthüllungen seiner Ehefrau selbst nicht glauben konnte und nicht glaubte, seinen Auftraggebern meist verbot, von seinen Berichten ohne seine Zustimmung Gebrauch zu machen und daß dadurch absichtlich, trotz seiner umfangreichen medialen Tätigkeit, deren Ergebnis in so seltenen Fällen zur amtlichen Kenntnis der Behörden gebracht wurde. Wenn er tatsächlich, wie er behauptet, im guten Glauben gehandelt hätte, hätte er Gewicht darauf legen müssen, den Behörden den Erfolg seiner medialen Tätigkeit beweisen zu können. Bis heute hat er aber in keinem Falle einen solchen Beweis zu erbringen ernstlich versucht.

Das sehr eingehende, 45 Schreibmaschinenseiten in Folio umfassende, sehr sorgsam abgesetzte Urteil der Strafkammer kam zu dem Ergebnis, daß die Hauptverhandlung in zweiter Instanz den Nachweis erbracht habe, „daß die Ehefrau des Angeklagten keine hellseherischen Fähigkeiten besitzt". Ja das Urteil geht weiter und erklärt, daß der Verdacht nahe liege, „daß das Medium selbst in Kenntnis des Fehlens solcher Fähigkeiten handelte, ja daß sogar der sog. Trancezustand, wenn nicht immer, so doch in einem Teil der Fälle simuliert war". Dies wird dann des näheren begründet und abschließend gesagt: „Wenn trotz alledem die Strafkammer den vollen Nachweis für diesen Verdacht nicht als erbracht erachtet hat, so geschah dies vornehmlich auf Grund der Angaben des Prof. Oesterreich, welcher angab, daß der Trancezustand der Ehefrau Gern, soweit er ihn mit seinen Versuchen habe beobachten können, echt gewesen sei".

Bezüglich des Angeklagten wurde festgestellt, daß er zur Zeit, wo er sich seiner Frau als Medium in den beiden allein zur Anklage stehenden Fällen bedient habe, „genau gewußt hat, daß seine Ehefrau keinerlei hellseherische Fähigkeiten besitzt und daß sie Brauchbares zu leisten nicht in der Lage war". Auch dies wird eingehend und sorgfältig begründet.

Aus den die Strafzumessung betreffenden Ausführungen des Urteils interessiert folgende Stelle:

„Der Angeklagte hat in vollem Umfange das Maß an Einsicht gehabt, um das Verwerfliche seiner Handlungsweise zu erkennen. Er ist über den Durchschnitt begabt und hat nach seiner eigenen Angabe die hellseherischen Phänomene gründlich studiert. Auch ist er durch seinen Detektivberuf sich vollständig klar darüber, wie unsicher die Angaben seines Mediums sind und ein wie gemeingefährliches Spiel er mit der Ehre, dem guten Namen und der Freiheit seiner Mitmenschen getrieben hat. Den Anreiz zu seinen Handlungen hat nicht wissenschaftlicher Forschungsdrang gebildet, sondern das Bestreben, auf bequeme Weise Geld zu verdienen. Andererseits war strafmildernd zu berücksichtigen, daß der Angeklagte von leichtgläubigen Persönlichkeiten wie dem Landgerichtsrat a. D. Mayer und dem Landjägermeister Liebenow gehalten wurde, wodurch ihm der Weg zur geschäfts- und gewerbsmäßigen Ausnützung seines Mediums immer mehr geebnet wurde."

Ein Vergleich des Prozesses Gern mit dem Drostprozeß liegt nahe. Auch sonst gibt der sehr interessante Fall zu Bemerkungen mancherlei Art Anlaß. Ich will mich aber für heute damit begnügen, diesen kurzen sachlichen Überblick über das Ergebnis des Strafverfahrens gegen Gern zu geben.

Das Urteil über Swedenborg im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Von *R. Hennig.*

Immer wieder und immer wieder nimmt der voraussetzungslose Forscher bei einer streng kritischen Untersuchung okkulter Phänomene wahr, daß „das Wunder des Glaubens liebstes Kind" ist, daß 99 Prozent aller behaupteten Wundergeschichten lediglich auf ungenaue Beobachtung oder ungenaue Schilderung oder gar nur auf übertreibendes, redseliges Gerücht zurückzuführen sind. Eine Unzahl von übersinnlichen Geschichten hat von der scharf prüfenden Forschung schon als völlig unglaubwürdig und wertlos beiseite gelegt werden müssen oder ist auf verhältnismäßig einfache und gar nicht wunderbare, wohlvertraute Tatsachen zurückgeführt worden. Dennoch schleppt sich seit Jahrzehnten und z. T. Jahrhunderten durch die okkulte Literatur ein gewisser eiserner Bestand von geheimnisvollen und unbegreiflichen Berichten wie eine ewige Krankheit fort, ein eiserner Bestand, dem die kritische Forschung und Aufklärung überhaupt nicht beizukommen vermag, weil infolge des Zeitabstands, des Fehlens von Zeugen und beweiskräftigen Dokumenten jede Möglichkeit einer noch so bescheidenen wissenschaftlichen Nachprüfung rundweg genommen ist. Wenn es also in derartigen Fällen überhaupt einmal gelingt, durch zufällige, neue Feststellungen auch nur teilweise etwas Licht zu verbreiten, so müssen wir ganz besonders dankbar sein. Man kann jedoch selbst dann die Erfahrung machen, daß auch bei den voraussetzungslosen Forschern die unendlich oft gehörten und immer wieder erzählten Wundergeschichten unverhältnismäßig fest in der Erinnerung haften; die Versuche kritischer Forschung werden über einen kleinen Kreis von Beteiligten hinaus ziemlich bald vergessen, die Wundergeschichte selbst aber besteht, wenn sie nur erst einmal hinreichend berühmt geworden ist, siegreich alle Anfechtungen und wird nach wie vor in der altgewohnten Form weitererzählt.

Es sei heute ein besonders typischer Fall dieser Art unter die Lupe genommen, an dem sich in höchst charakteristischer Weise zeigt, wie das psychische Trägheitsgesetz selbst in der strengen Wissenschaft leicht dazu führen kann, daß kritische Beanstandungen in wenigen Jahren glatt vergessen sind und alte Wunderberichte nach wie vor unverändert und unbemängelt wiedergegeben und geglaubt werden.

Eines der Paradepferde der Anhänger übersinnlicher Lehren sind

bekanntlich die unendlich oft zitierten Leistungen des „schwedischen Sehers“ Emanuel v. Swedenborg (1688—1772), die um so beachtenswerter erscheinen, als sich bekanntlich auch unser großer Kant zu wiederholten Malen mit ihnen beschäftigt hat, so 1763 in den Briefen an Fräulein v. Knobloch und 1766 in den „Träumen eines Geistersehers“. Fast immer werden die Dinge so dargestellt, als ob an den Wunderleistungen Swedenborgs gar kein Zweifel bestehen könne, da ja ihre Glaubwürdigkeit „durch die Autorität eines Kant gestützt“ sei. Wer dergleichen schreibt, hat mit Sicherheit niemals in die Originalarbeit Kants hineingesehen! Kant erzählt nämlich zwar eine Anzahl von den staunenswerten Taten Swedenborgs, die ihm gerüchtweise zu Ohren gekommen sind, läßt aber nicht den geringsten Zweifel daran (was diejenigen gern übersehen, die sich auf ihn als Kronzeugen berufen), daß er den geheimnisvollen Geschichten mit größter Skepsis gegenübersteht. Der ätzende Spott, mit dem er den „Herrn Schwedenberg“ behandelt, läßt in dieser Hinsicht keinerlei Zweifel aufkommen.

Es scheint leider so, als ob auch in Fachkreisen ein Vortrag nicht hinreichend bekannt geworden ist, den Prof. Lic. Rich. Ad. Hoffmann von der Universität Königsberg am 22. April 1909, zur Feier des Geburtstags Kants, in Königsberg vor der Kant-Gesellschaft über das Thema „Kant und Swedenborg“ gehalten und später in Löwensteins „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“ als Heft 69 veröffentlicht hat. Dieser Vortrag hat in sehr dankenswerter Weise unbekanntes, authentisches Dokumentenmaterial, das erst in neuerer Zeit bekannt geworden ist, ausgewertet und damit in ebenso lehrreicher wie wertvoller Weise ein klares Schlaglicht auf den wirklichen Hergang gewisser Vorkommnisse in Swedenborgs Leben geworfen, die vom geschwätzigen Gerücht mit besonderer Vorliebe aufgegriffen und in maßloser Weise aufgebauscht worden sind. Leider fehlt der sonst recht gewissenhaften Hoffmannschen Darstellung doch die Vertrautheit mit modernen psychologischen Methoden und neuen psychologischen Erkenntnissen recht erheblich, wodurch der Wert der Schrift empfindlich vermindert wird. Obwohl Hoffmann gerade einige Glanzstücke unter den Swedenborgiana mit Hilfe der kritischen Nachprüfung sehr arg zerzupft hat, neigt er dazu, andere unverbürgte Erzählungen über den schwedischen Seher, die er nicht nachprüfen kann, ohne weiteres als wahr zu unterstellen, was um so weniger zulässig ist, als ein Hauptgewährsmann für die über Swedenborg verbreiteten Geschichten der zwar brave, aber völlig kritiklose und a priori wundersüchtige Jung-Stilling ist. Wie ahnungslos Hoffmann den wahren Erfordernissen streng psychiologischer Forschung gegenübersteht, beweist der Umstand, daß er eine nebensächliche Wundererzählung über Swedenborg, die Jung-Stilling vom Freunde des Bekannten eines Augen- und Ohrenzeugen erfahren (!) haben will, als verläßlich anzusprechen geneigt ist mit der etwas naiven Begründung (S. 19): „Man wird doch kaum an ihrer Wahrheit zweifeln dürfen, zumal der erste Erzähler als ein gottesfürchtiger und wahrheitsliebender Mann geschildert wird.“ Als ob Gottesfurcht und Abneigung gegen Aufschneiderei

eine Aussage unantastbar zu machen geeignet sind! Bei derart geringer Beschlagenheit im Gebiete der Psychologie der Aussage kann es nicht wundernehmen, daß Hoffmann von Swedenborgs übernatürlichen Fähigkeiten überzeugt bleibt, obwohl er selber das bisher wertvollste Material beigesteuert hat, den Glauben daran zu erschüttern.

Es wird im Nachfolgenden genügen, die drei Kernstücke aus dem um Swedenborgs Person verbreiteten Wunderreich herauszulösen und kritisch zu prüfen, soweit dies möglich ist, denn eben diesen drei Kernstücken begegnet man wieder und wieder als den verläßlichsten Zeugnissen für Swedenborgs übernatürliche Fähigkeiten, und wenn selbst sie sich als unglaubhaft erweisen, zerflattern die kleinen anderen Geschichten und Gerüchte aller Art, die von geringerer Bedeutung und erst recht unverbürgt sind, völlig in nichts. Bevor wir uns mit jenen Erzählungen befassen, wird es aber von Wert sein, das Wichtigste über Swedenborgs Leben und Entwicklungsgang zu erfahren.

Emanuel Svedberg, als Sohn des Bischofs von Westergötland, Jasper Svedberg, am 29. Januar 1688 auf Sveden in Dalarne (nicht in Stockholm!) geboren, studierte in Upsala Naturwissenschaften, Mathematik, Theologie und Philologie, machte dann von 1710—1714 ausgedehnte Reisen im Ausland und wurde nach der Rückkehr in die Heimat zunächst als Ingenieur für Kanäle und Docks, dann 1716 als Assessor im Bergwerkskollegium angestellt. Einige technische Erfindungen lenkten die Aufmerksamkeit dermaßen auf den hochbegabten, jungen Beamten, daß ihm 1718 im schwedischen Kriege gegen Norwegen die technische Aufgabe anvertraut wurde, die Fortschaffung von 7 Schiffen 5 Stunden weit über Berg und Tal zu bewerkstelligen. Mit Hilfe eines selbsterdachten Rollensystems löste er das Problem so vortrefflich, daß er 1719 unter dem Namen von Swedenborg geadelt wurde. Der gewaltsame, offenbar durch Ermordung erfolgte Tod König Karls XII. vor Frederikshall (11. Dezember 1718) machte seiner Laufbahn als Militäringenieur freilich bald ein Ende; ebenso kamen Arbeiten ins Stocken, die Swedenborg in Karls XII. Auftrag seit 1717 für die Herstellung eines Götakanals unternomen hatte und die schon so weit gediehen waren, daß an einer großartigen Schleuse gearbeitet wurde. Dieser Kanalbau, dem sich Swedenborg mit begeisterter Hingabe widmete und von dem er erwartete, er werde „nach seiner Vollendung ein Weltwunder sein“, ist nun erst über 100 Jahre später, und zwar in ziemlich kleinen Dimensionen vollendet worden. Erneut ging Swedenborg auf jahrelange Reisen, die vor allem dem Studium ausländischer Bergwerke gewidmet waren. In den Jahren 1734—1745 veröffentlichte er dann eine Reihe von wissenschaftlichen Schriften, in denen er die Idee eines neuen Natursystems entwickelte. Er wurde ein geschätztes Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und trat auf einer neuen, vierjährigen Auslandsreise 1736—1740, die ihn nach Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien führte, auch persönlich mit zahlreichen bedeutenden Wissenschaftlern in Berührung.

Bis dahin war von seinen übernatürlichen Fähigkeiten, durch die er

so berühmt geworden ist, noch nicht das Geringste zu bemerken. Lediglich in seiner 1740 in London erschienenen Schrift „De cultu et amore dei“ zeigte sich eine Hinneigung zu metaphysischen Ideen und eine gewisse Abweichung von seiner sonst bis dahin beobachteten strengen Wissenschaftlichkeit. Der Umschwung in seiner ganzen Natur erfolgte jedoch erst in den Jahren 1744/45, als er schon die Mitte der Fünfzig überschritten hatte. Von dieser Zeit an überwiegen in ihm schwere pathologische Züge, und es macht sich an ihm eine durch mystische Ideen charakterisierte Zerrüttung des Nervensystems bemerkbar, die Alfred Lehmann vermutungsweise als Folge eines Hanges zu übermäßigem Onanieren anspricht und die alle Anzeichen einer erheblichen geistigen Erkrankung aufweist, während die Zeitgenossen darin nur übernatürliche Fähigkeiten eines von der Vorsehung begnadeten „Sehers“ erblickten. Ähnlich wie in neuerer Zeit König Ludwig II. von Bayern, führte Swedenborg häufig Gespräche mit „Geistern“, die nur er selber sah, so mit Vergil, Luther, Melanchthon, ja sogar mit den altgriechischen Gottheiten und mit Wesen von anderen Planeten, mit denen sich zeitweilig oder dauernd Geisteskranke stets ganz besonders gern abzugeben pflegen (siehe Lombrosos „Genie und Irrsinn“). Heute wüßte man, was man von solchen Halluzinationen eines Kranken zu halten hat; im 18. Jahrhundert aber glaubte man noch, dem herrschenden „Zeitalter der Aufklärung“ zum Trotz, an die Realität der Gesichte und an die übersinnliche Fähigkeit des „Sehers“, im Geisterreiche zu verkehren.

Wir wissen aus Swedenborgs eigener Schilderung, wann und wie die geistige Erkrankung zum Ausbruch kam. Es war in der Nacht zum 7. April 1744, als er die erste seiner berühmten Visionen hatte, eine Erscheinung Christi. Erst nach mehr als Jahresfrist stellte sich, als Beginn einer langen Serie ähnlicher Erlebnisse, die zweite Vision ein: im Sommer 1745 erblickte Swedenborg in London nachts eine halbe Stunde lang Gott selbst als eine in Purpur gekleidete Mannesgestalt, die zu ihm sprach: „Ich bin Gott der Herr, Schöpfer und Erlöser. Ich habe dich auserwählt, den Menschen den inneren geistigen Sinn der heiligen Schrift zu erklären, und ich will dir eingeben, was du schreiben sollst.“ Swedenborg fügt diesem Bericht hinzu: „In dieser Nacht wurde mein inneres Auge geöffnet, so daß ich die Geister im Himmel und in der Hölle sehen konnte, unter denen ich frühere Bekannte (!) sah.“

Der geistige Prozeß des Falles Swedenborg unterscheidet sich also in nichts von den wohlbekannten religiösen Besessenheitserscheinungen, wie sie sich bei Geisteskranken, religiös Verzückten, Zungenrednern, Trancemedien usw. zu Hunderten zu zeigen pflegen. Die mangelnde Vertrautheit des Zeitalters mit solchen pathologischen Seelenzuständen und Swedenborgs hochgeachtete Persönlichkeit rückten aber den Fall des „schwedischen Sehers“ in eine höhere, geheimnisvolle Sphäre. Während heute sich in erster Linie der Irrenarzt des Vorkommnisses annehmen würde, glaubte das „aufgeklärte“ 18. Jahrhundert an eine wirkliche göttliche Begnadung eines geistig durchaus gesunden Menschen.

Unter aufsehenerregenden Begleiterscheinungen vollzog sich auch im äußeren Leben Swedenborgs eine gänzliche Wandlung. Als 57jähriger legte er 1745 seine sämtlichen Ämter nieder und widmete sich der Aufgabe, die in der Offenbarung St. Johannis verheißene „Neue Kirche“ zu gründen. Er machte sich daran, wie es derartige Kranke von jeher gerne tun, die Offenbarung St. Johannis „auszulegen“, veröffentlichte Enthüllungen aus dem Reiche der Geister und erlebte immer häufiger nächtliche Visionen. Bis zu seinem Tode, der den 84jährigen am 29. März 1772 in London ereilte, hielten diese ekstatischen Erlebnise an, während das Alltagsleben sich in ganz geregelt scheinenden Formen vollzog. Das europäische Aufsehen, das der „schwedische Seher“ erregte, spiegelt sich ja am besten darin wider, daß selbst ein so erhabener Geist wie Kant seit 1763 jahrelang das Tun Swedenborgs verfolgte und ihm sogar eine eigene, wenn auch eben von unverhülltem Skeptizismus durchtränkte Schrift widmete.

Unter den drei Leistungen Swedenborgs, die als sicherster Beweis für seine übernatürlichen Fähigkeiten von jeher gegolten haben, sind nur zwei, die sich auf seine „Erlebnisse im Reiche der Geister“ beziehen. Die erstaunlichste Geschichte pflegt zumeist in folgender Form erzählt zu werden, in der sie schon von Kant wiedergegeben wird:

Frau v. Marteville, die Witwe des kurz zuvor verstorbenen holländischen Gesandten in Stockholm, wurde von einem Goldschmied um Bezahlung einer Summe von 25000 holl. Gulden für gelieferte Silbersachen angegangen, die ihr Gatte noch nicht bezahlt habe. Da Herr v. Marteville in Geldsachen von peinlichster Gewissenhaftigkeit gewesen war, hegte die Witwe keinen Zweifel, daß die Rechnung längst beglichen war, aber trotz emsigsten Suchens vermochte sie keine Quittung zu finden. Schwer bekümmert bat sie Swedenborg eines Tages, im „Reich der Geister“ Umschau nach ihrem Gatten zu halten und ihn für den Fall einer Begegnung zu befragen, wo die vermißte Quittung sich befinde. Einige Tage später erschien der Seher abermals bei Frau v. Marteville und benachrichtigte sie, er habe in der vergangenen Nacht ihren Gatten gesprochen und von ihm erfahren, die Quittung liege in einem ganz bestimmten Geheimfach. Die Witwe hatte in diesem Fache bereits gesucht, ohne etwas zu finden. Swedenborgs Erzählung veranlaßte sie, in dem Geheimfach nochmals genauer nachzuforschen, und tatsächlich entdeckte sie nunmehr die Quittung und konnte somit den drohenden Geldverlust vermeiden.

So wird die berühmteste „Tat“ Swedenborgs wieder und wieder geschildert. Wenn sie sich auch nur ungefähr so abgespielt haben sollte, wie es hier erzählt wurde, wäre die Wundergeschichte schlechterdings unbegreiflich und entzöge sich jeglicher „natürlichen“ Erklärung. Als nüchtern denkender Psychologe mußte man intensives Mißtrauen hegen, ob die Geschichte wahrheitsmäßig überliefert ist, aber ein noch so bescheidener Gegenbeweis war nicht zu führen, und man stand einem der berühmtesten Paradepferde der okkulten Literatur völlig wehrlos gegenüber.

Da hat nun der Vortrag Prof. Hoffmanns eine höchst überraschende, ja geradezu banal wirkende Aufklärung gebracht. Es gelang nämlich, eine absolut authentische Schilderung des bisher nur von unkontrollierbaren Gerüchten erfaßten Vorfalls aufzufinden, eine briefliche Beschreibung aus dem Jahre 1775 von dem dänischen General v. E., der als zweiter Gemahl der verwitweten Frau v. Marteville unzweifelhaft die Darstellung seiner Gattin, also der beteiligten Hauptperson selbst, benutzt hat. Darnach hat sich die geheimnisvolle Lösung des Knotens doch recht wesentlich anders abgespielt, und zwar eigentlich ohne jede Mitwirkung des schwedischen Sehers. Freilich hatte Frau v. Marteville, als sie die Quittung nicht finden konnte, an Swedenborg die oben mitgeteilte Bitte gerichtet. Bei Hoffmann heißt es dann aber (S. 15):

„Frau v. Marteville hatte 8 Tage, nachdem sie Swedenborg ihr Anliegen vorgetragen, ihren verstorbenen Gatten im Traum geschaut und von ihm den Ort genannt erhalten, wo sie in einer englischen Kassette die gesuchte Quittung neben anderen Dingen finden würde. Sie wacht auf, 2 Uhr morgens, überzeugt sich sogleich von der Wahrheit des Traumes und begibt sich wieder zur Ruhe. Gegen 11 Uhr vormittags läßt sich Herr v. Swedenborg bei ihr melden, der noch nichts von dem Vorgefallenen wußte. Auch er hat, wie er berichtet, in der verflossenen Nacht Herrn v. Marteville gesehen. Er hat sich mit ihm unterhalten wollen, doch ist jener nicht darauf eingegangen, weil er zu seiner Gattin mußte, um sie eine wichtige Entdeckung machen zu lassen.“

Wenn man von den letzten Worten absieht, die eine wenig glaubhafte Ausschmückung sein dürften, ist nun der ganze Vorfall in einer recht harmlos-natürlichen Weise restlos aufgeklärt, und Kants intensives Mißtrauen gegen die Geschichte erweist sich als voll berechtigt. Swedenborg hat demnach an der Aufhellung des Vorkommnisses überhaupt kein Verdienst gehabt, denn als er Frau v. Marteville benachrichtigte, er habe im „Reich der Geister“ ihren Gatten (vergeblich!) befragen wollen, hatte sie ja — die vermißte Quittung schon in Händen! Was dagegen den Wahrtraum der Frau v. Marteville selbst betrifft, so ist er nicht wunderbarer als Dutzende von ähnlichen Geschichten, die lediglich beweisen, daß vergessene Erinnerungen oder unterbewußte Schlüsse während des Nachtschlafs sich zu lebhaften Träumen verdichten können. Es sei erlaubt, zum Vergleich eine der zahllosen „Wundergeschichten“ des völlig unkritischen Perty wiederzugeben, an deren Glaubwürdigkeit nach dem heutigen Stande der psychologischen Forschung, trotz mangelnder Beglaubigung, nicht der leiseste Zweifel gehegt zu werden braucht:

„Eine Predigersfrau, die äußerst bekümmert um eine verlegte Quittung für eine Geldsumme ist, die ihr Mann bezahlt hatte, träumt, ihr verstorbener Mann komme zu ihr und sage ihr, die Quittung läge in einem verborgenen Fach seines Schreibtisches in einem rotsamtenen Beutel, was wirklich der Fall war.“

Die Geschichte deckt sich also fast wörtlich mit dem wahren Hergang des Swedenborgschen Wunderberichts von der „verlorenen Quittung“, der dem „Seher“ ganz zu Unrecht als seine bedeutendste seherische Leistung angekreidet zu werden pflegte und nun aus seinem Ruhmeskranz für immer herausgenommen werden muß.

Nach dieser fast beschämend trivialen Aufklärung der stolzesten „Leistung“ des Sehers wird man den übrigen Geschichten und Gerüchten von vornherein mit verstärktem Mißtrauen gegenüberstehen, und zwar, wie sich zeigt, mit vollem Recht.

Eine ähnliche, von vornherein freilich weniger bestimmt auftretende und in mancherlei Varianten erzählte Wundererzählung betrifft eine Enthüllung aus dem Geisterreich, die Swedenborg der schwedischen Königin Luise Ulrike, einer Schwester Friedrichs des Großen, gemacht haben soll. Angeblich hatte die Königin den Seher beauftragt, einen Gruß an ihren am 12. Juni 1758 verstorbenen Bruder August Wilhelm zu bestellen, falls er ihm im Reiche der Geister begegne. Mutet ein solcher angeblicher Auftrag an sich schon reichlich sonderbar, um nicht zu sagen geschmacklos, an, so wird er ziemlich unverständlich, wenn man bedenkt, daß Swedenborg den Prinzen gar nicht gekannt hatte. Trotzdem soll aber Herr v. Swedenborg einige Tage später der Königin mitgeteilt haben, der Gruß sei ausgerichtet, und zum Beweise dafür, zur höchsten Bestürzung Luise Ulrikes, den Inhalt eines vertrauten Briefes oder eines im Stadtschloß zu Charlottenburg stattgehabten heimlichen Gesprächs mitgeteilt haben, von dem außer der Königin und dem verstorbenen Prinzen kein Mensch irgend etwas wissen konnte. So *soll* die Geschichte sich abgespielt haben. Anzufangen ist nicht viel mit ihr. Es wäre nicht unbedingt ausgeschlossen, daß der Vorfall ungefähr zutreffend wiedergegeben ist, denn man weiß ja aus unzähligen neueren Erfahrungen, wie leicht es geschickten, klugen Gedankenlesern und Sehern durch Versuchspersonen gemacht wird, hellsehend über „verborgene“ Dinge zu berichten, die sie ihnen — *selber* vorher erzählt oder angedeutet haben. Aber hiervon abgesehen, ist die ganze Erzählung derart mangelhaft verbürgt, daß mit ihr wissenschaftlich wirklich nicht das Geringste anzufangen ist. Jung-Stilling, Robsahm und Thiébault reden von einem letzten geheimen *Gespräch*, das die Königin mit ihrem Bruder gehabt hatte; nach Graf Höpken, Hauptmann v. Stahlhammer, Beylon und Pernety handelte es sich dagegen um einen *Brief*. Nach Beylon gab die Königin Swedenborg sogar den Auftrag, er möge den Geist ihres Bruders fragen, warum er ihren letzten Brief nicht beantwortet habe, und auch der zeitgenössische Stockholmer Akademiker Pernety erzählt, die Königin habe schon ihre erste Bitte an den Seher mit einer Bemerkung über den an ihren Bruder geschriebenen Brief verknüpft. Diese verschiedenen Darstellungen, bei völligem Fehlen eines authentischen Berichts, was sich eigentlich ereignet hat, lassen also das Gerücht nur allzu deutlich hervortreten und lassen Tür und Tor für „natürliche“ Erklärungen derart weit offen, daß man den Vorfall aus der ernst zu nehmenden okkulten Literatur rundweg

ausmerzen muß — zumal nach den mit der Geschichte von der Martevilleschen Quittung gemachten Erfahrungen!

Die dritte Paradegeschichte unter den Swedenborgiana ist hellseherischer Art ohne Geisterzutaten und betrifft die berühmte Geschichte vom „Brande von Stockholm“. Im Jahre 1759 soll Swedenborg, um 6 Uhr nachmittags von einer Seereise zurückkehrend, bald nach der Ankunft in Gothenburg eine Gesellschaft, in der er weilte, mit großer Unruhe verlassen und bald darauf verkündet haben, in Stockholm wüte ein großes Feuer. Um 8 Uhr aber beruhigte er sich wieder mit dem Bemerken, das Feuer sei nur drei Häuser von seinem eigenen Heim entfernt bewältigt worden. Erst zwei Tage später sei durch eine von Stockholm eintreffende königliche Staffette und tags darauf durch die eintreffende Post auf ordentlichem Wege bekannt geworden, daß alles sich genau so zugetragen habe, wie es Swedenborg hellsehend geschaut hatte.

Auch diese Geschichte hat ja u. a. Kant uns aufbewahrt. Wieder zeigt es sich aber, daß sich das Gerücht des Vorfalls in einer bis zur Unkenntlichkeit entstellten Form bemächtigt hat. Recht bedenklich ist es schon, daß der zeitgenössische Akademiker Pernety an seine Wiedergabe der Erzählung die Bemerkung knüpft: „Diese Geschichte machte viel Aufsehen am Hof und in der Stadt, und Jeder erzählte es auf seine Weise(!).“ Einen verläßlichen Gewährsmann für die Ereignisse in Gothenburg gibt es überhaupt nicht. Der einzige Gewährsmann, von dem wir etwas wissen, ist — Swedenborg selbst! In einem Briefe des mit Swedenborg bekantnen Kommerzienrats Springer an Pernety findet sich nämlich der Satz:

„Ich fragte ihn hierauf, ob es wahr sei, daß er, wie ich hatte sagen hören, als er sich zu Göteborg (einer 60 schwedische. Meilen von Stockholm gelegenen Stadt) befand, seinen Freunden 3 Tage vor Ankunft der Post genau die Stunde des großen Brandes, der zu Stockholm statthatte, vorausgesagt habe; worauf er mir zur Antwort gab, dies sei vollkommen wahr.“

Daß auf ein Zeugnis einer psychisch gestörten, wunderdürstenden Persönlichkeit in eigener Sache kein Wert zu legen ist, versteht sich am Rande. Es kommt aber noch ein Weiteres hinzu!

Unter dem Swedenborgschen „Brand von Stockholm“, der so viel besprochen worden ist, stellt man sich naturgemäß ein riesiges Ereignis vor nach Art des Brandes von Moskau und von Hamburg. Davon kann in Wahrheit keine Rede sein. Ich habe in zeitgenössischen Zeitungen vergeblich eine Nachricht über ein großes Stockholmer Brandunglück gesucht. Es kann also wohl nur ein kleinerer Brand gewesen sein, wie er in jener Zeit schließlich keine Seltenheit war. Da er anscheinend um 6 Uhr noch nicht ausgebrochen, um 8 Uhr aber schon bewältigt war, kann es sich ja ohnehin um kein allzu belangreiches Vorkommnis gehandelt haben. Davon abgesehen aber ist nicht einmal das Datum des Vorfalls einwandfrei zu ermitteln. Es werden abwechselnd der 19. Juli und der 1. September 1759 genannt. Da aber ausdrücklich betont wird, Swedenborg habe in Gothenburg an einem Sonnabend die hellseherische

Leistung vollbracht, kann anscheinend nur das letztere Datum richtig sein, denn der 19. Juli war ein Donnerstag.

Also, was hat sich nun eigentlich ereignet? In dem für Swedenborgs Fähigkeiten günstigsten Falle war am 1. September 1759 nicht weit von Swedenborgs Stockholmer Haus ein gefährliches Feuer ausgebrochen, dessen man aber ziemlich rasch Herr wurde, und Swedenborg soll zur selben Stunde in Gothenburg die Gefahr geahnt haben. Solche Geschichten werden zu Hunderten vom Gerücht erzählt und stellen sich regelmäßig, wenn eine kritische Nachprüfung überhaupt möglich ist, völlig anders und sehr viel einfacher dar. Ein glaubwürdiger Gewährsmann für das, was in Gothenburg vorging, ist nicht vorhanden; Pernetys „Ein Jeder erzählte die Geschichte auf seine Weise" gibt sehr, sehr zu denken; und die überraschende Klarstellung der Erzählung von der „verlorenen Quittung" beweist, wie wenig auch im Falle Swedenborg Gerüchten zu trauen ist, mögen sie auch seit $1^1/_2$ Jahrhunderten tausendmal wiedererzählt worden sein! Schließlich gibt uns das Krankheitsbild Swedenborgs, wie es sich heute darbietet und nur allzu wohlvertraut anmutet, dringenden Anlaß zu alleräußerster Zurückhaltung im Urteil. Was solche krankhaften Persönlichkeiten von sich selber erzählen und was ihnen kritiklose Bewunderer nachsagen, ist keinen Pfifferling wert: der „große" Name Swedenborg gestattet an dieser Feststellung keine Änderung. — Wir haben demnach allen Anlaß, Kants spöttischen Skeptizismus gegenüber dem „Herrn Schwedenberg" in vollem Umfang als berechtigt anzuerkennen. Der „Fall Swedenborg" sollte aus der ernsten wissenschaftlichen Literatur ein für allemal verschwinden!

Ferromagnetisches.

Von *Albert Hofmann*, Mehlem.

Ingenieur Grunewald hat 1920 und 1922 durch seine bez. Aufsätze berechtigtes Staunen erregt[1]).

Er geht davon aus, daß der Nachweis wirklicher ferromagnetischer Eigenschaften des Menschen erbracht werden könnte, wenn die bewegte Hand in einer feststehenden Spule elektromagnetische Induktionswirkungen hervorbringen würde. Seine Spule hatte einen Innendurchmesser von 196 mm, einen Widerstand von 743 Ω (bei 18° C) und eine Windungszahl von 1430 eines Drahtes von 0,18 mm Durchmesser.

Zur Wiederholung dieses Grundversuches verschaffte ich mir eine ähnliche Spule. Diese hatte einen Innendurchmesser von 200 mm und einen Widerstand von 700 Ω bei einer Drahtstärke von 0,2 mm. Die Anzahl der Windungen war nicht angegeben. Das zum Anzeigen der indu-

[1]) Die okkulte Welt (Johann Baum Verlag, Pfullingen), Heft 13—16; Psych. Studien 1922, Heft 2.

zierten Ströme benützte Galvanometer gab noch einen Strom von 3×10^{-9} Ampere an, bei 1 mm Lichtzeigerausschlag und einer Skalenentfernung von 50 cm.

Unter den vielen untersuchten Personen gelang es mir, 4 Handwerker zu finden, die beim Durchstossen der Hand durch den feststehenden Drahtring Ausschläge von 8, 12, 6, 7 mm erzielten.

Mit diesen Männern stellte ich den umgekehrten Versuch an: Die Spule wurde an 2 Latten befestigt, die an der Decke des Laboratoriums pendelartig aufgehängt wurden und gestatteten, die Spule parallel mit sich selber zu verschieben.

Der Arm der Versuchsperson wurde auf einer festen Unterlage so befestigt, daß Hand und Unterarm frei ausgestreckt waren und die Spule ohne irgendwie anzustreifen darüber geführt werden konnte.

Mein Gedanke war: Erzeugt der Ferromagnetismus der Hand den Induktionsstrom, dann ist es gleichgültig, ob diese oder die Spule bewegt wird.

Mit jedem der vier Männer wurde der Versuch 10—12mal wiederholt, ohne irgend eine Bewegung des Lichtzeigers zu erzielen.

Damit war für mich die These erledigt, der Ferromagnetismus der Hand erzeuge den Strom.

Der wahre Grund der im ersten Versuche erwiesenen Induktionswirkung muß also in dem Muskelstrom gefunden werden, welcher durch die Stoßbewegung des Armes erzeugt wird.

Damit stimmt auch die Behauptung Grunewalds überein, der beobachtet hat, daß durch einen Willensimpuls der Versuchsperson bei ruhender Hand innerhalb der Spule ein Stromstoß erzeugt werden kann[1]). Die so beobachteten Galvanometerausschläge waren zwar klein, aber deutlich. Ich konnte bei meinen Versuchspersonen diese Beobachtung nicht machen, glaube aber, daß Herr Grunewald mit seiner Angabe im Rechte ist.

Verschiedenes.

Mitteilungen.

Der dritte internationale Kongreß für Okkultismus (Congrès Internationale de Recherches Psychiques) findet vom 26. September bis 2. Oktober 1927 in Paris statt. Kongreßsprachen werden Deutsch, Französisch und Englisch sein. Das deutsche Komitee besteht aus den Herren Prof. Driesch, Prof. Gruber, Prof. Oesterreich und Dr. Freiherrn v. Schrenck-Notzing. Meldungen der deutschen Teilnehmer sind zu richten an das Bureau in München, Max-Joseph-Straße 3.

In dem Aufsatze „Hellseher oder Taschenspieler“ von Herrn Dr. F. Auerbach in Detmold (Jahrgang II, Heft 1 dieser Zeitschrift) war der „Hellseher“, dessen Prüfung den Gegenstand der Arbeit bildete, nur mit dem Anfangsbuchstaben S. bezeichnet worden. Dieser „S.“ ist schon vor dem Erscheinen des

[1]) Die okkulte Welt. Heft 13—16, S. 52.

Auerbachschen Artikels am 17. Oktober in Baden-Baden gestorben, gerade rechtzeitig, um das Ende seines Ruhmes nicht mehr zu erleben. Es liegt daher kein Anlaß mehr vor, seinen Namen zu verschweigen. Es handelt sich um Herrn Max Heuer, der unter dem Künstlernamen René Savary in ganz Deutschland viel besuchte und viel besprochene Vorstellungen gab.

Zeitschriftenreferate.

Proceedings of the Society for Psychical Research.

Vol. XXXVI, Part 98, June 1926, S. 79—155: A Report on a Series of Sittings with the Medium Margery. By E. J. Dingwall.

In den „Psychischen Studien" 1925, Heft 7, S. 399 ff., hatte General Peter ein sehr interessantes Referat veröffentlicht über Houdinis Margery-Broschüre[1]), in welchem er an den von Houdini festgestellten Tricks des Mediums „Margery" nicht zweifelt. „Wir im Kreise Schrenck-Notzings hätten nur ein Lachen darüber, wenn ein Medium beanspruchen würde, unter Bedingungen zu sitzen, wie dies Margery tat. Die Sitzungen fanden im Dunkeln statt. Keine Leuchtfarbe wurde verwendet. Der Gatte des Mediums saß zur rechten Hand des Mediums als Kontrollperson!" Peter wundert sich über den Leichtsinn, mit dem man in Amerika Sitzungen abzuhalten scheine.

Man könnte wohl der Ansicht sein, es hieße diesem Medium zu viel Ehre erweisen, wenn Dingwall als Delegierter der S.P.R. nach Boston reiste, um eine Sitzungsreihe mit ihm zu veranstalten. Aber es war doch gut so, denn Houdinis Urteil gilt bei den Okkultisten nichts. Und Dingwall ist, obwohl überzeugter Okkultist und wohlwollender Untersucher, dennoch ein Forscher, dem es nur auf die Wahrheit ankommt. Man kann zu ihm das Vertrauen haben, daß er einem nicht unzureichend beobachtete Phänomene als echt aufdrängen will, wie das bei den deutschen Okkultisten jetzt üblich geworden zu sein scheint. Der Bericht Dingwalls ist denn auch in vieler Hinsicht recht interessant: er spiegelt insbesondere den vergeblichen Kampf des Forschers um erträgliche Beobachtungsbedingungen, ein Kampf, in dem er nachgeben mußte.

Margery, das Medium, mit dem Dingwall im Jahre 1925 in Boston 29 Sitzungen abhalten konnte ist die Gattin des Chirurgen L. R. G. Crandon. Sie produziert telekinetische und teleplastische Phänomene, ferner eine „unabhängige Geisterstimme". Margery wäre das stärkste physikalische Medium, das Dingwall kennen gelernt hat — wenn die Phänomene echt wären. Er ist ohne vorgefaßte Meinung an die Versuche herangetreten und behielt von vornherein die beiden Erklärungsmöglichkeiten im Auge: echt oder auf natürliche Weise hervorgebracht (id est: Betrug). Bald mußte Dingwall die zweite Hypothese als die wahrscheinlichere ansehen, und im Verlauf der Sitzungen verlor die erste immer mehr an Gewicht.

Die Sitzungen fanden meist in der Wohnung des Ehepaars Crandon statt. Genau wie bei Houdini behielt sich Dr. Crandon die Kontrolle der rechten Seite des Mediums vor, und beide Ehegatten setzten dem Vorschlag Dingwalls, einem Mitarbeiter Dingwalls diese Kontrolle zu überlassen, den

[1]) „Houdini exposes the tricks used by the Boston Medium ‚Margery' . . ." New York (Adams Press) 1924. Mit zahlreichen instruktiven Abbildungen. — Margery ist seither noch von einem Harvardstudenten Mr. Code sowie von Prof. H. Hoagland entlarvt worden („Atlantic Monthly", Nov. 1925). Interessant ist, daß Margery nach jeder Entlarvung ihr Programm an Phänomenen vollständig wechselt. Es ist auch nicht unwichtig, zu wissen, dass die jetzige Mrs. Crandon früher Mitglied einer Damenkapelle und in erster Ehe mit einem Grünkramhändler verheiratet war.

heftigsten Widerstand entgegen. Das Medium war also bei allen Sitzungen rechts praktisch so gut wie unkontrolliert, ja, im Falle gemeinschaftlichen Betruges hatte es so den Partner stets zur Hand. In allen Sitzungen herrschte völlige Dunkelheit bis auf sekundenlanges Einschalten schwachen Rotlichts. Überraschendes Lichtmachen war a priori streng verboten. Die Untersucher mußten sich ferner verpflichten, dem Dr. Crandon vor Beginn der folgenden Sitzung eine unterschriebene Abschrift der Aufzeichnungen über jede Sitzung auszuhändigen. Treffend sagt dazu Dingwall, daß damit dem Ehepaar die Möglichkeit gegeben war, sich jeweils über gefährliche Beobachtungen eines Untersuchers zu unterrichten und danach seine Dispositionen zu treffen. Die Bedingungen wurden überhaupt ganz vom Ehepaar Crandon gestellt. Dieses bestimmte auch die kurzen Momente des Rotlichts und ließ gerade dann völlige Dunkelheit eintreten, wenn der Beobachter diese nicht gewünscht hätte (S. 129).

Dingwall ist sich dessen voll bewußt, daß unter diesen Umständen wertvolle Ergebnisse überhaupt nicht zu erzielen waren, aber es schien ihm besser, die Dinge so hinzunehmen, wie sie geboten wurden, als die Sitzungsreihe gleich mit Einwendungen und Ablehnungen beginnen zu lassen. So konnte denn das Ergebnis auch für diesen wohlwollenden Forscher nur negativ ausfallen. Er hat sich in seinem Bericht bemüht, die Möglichkeiten einer natürlichen Erzeugung der Phänomene darzulegen, soweit die erschwerte Beobachtung und die zu respektierenden Sicherungsmaßnahmen des Ehepaars gegen Entlarvung ihm das ermöglichten.

Durch den ganzen Bericht Dingwalls zieht sich der vergebliche Kampf um eine verschärfte Kontrolle. Niemals kann Dingwall zu Beobachtungen gelangen, die ihm beweiskräftig erscheinen, stets muß er sich fügen. Immer wieder stößt man auf Bemerkungen wie diese (S. 96): „Die Bewegungen des Tisches waren sehr merkwürdig und sind schwer durch normale Ursachen zu erklären. Wäre F. H. (der Ehegatte) nicht zugegen gewesen, und wären des Mediums Füße und Hände auf beiden Seiten zuverlässig kontrolliert gewesen, so wäre es schwer gewesen, diese Bewegungen anders als für supranormal anzusehen." So aber ist der Wert gleich Null. Und das ist die Tragik der ganzen Sitzungsreihe! Trotz des reichlichen Auftretens starker Phänomene ist es Dingwall niemals möglich gewesen, Bedingungen zu erreichen, die ihm jeden Zweifel an der Echtheit genommen hätten. Im Gegenteil! Immer wieder mußte er Beobachtungen machen, die ihn stutzig werden ließen. An einer Stelle (S. 101) sagt er, daß die Phänomene einer Sitzung, welcher Dr. Crandon nicht beiwohnte, geeignet gewesen wären, sie für echt anzusehen, „wenn nicht die nachfolgenden Geschehnisse mich veranlaßt hätten, bis auf weiteres die Betrugshypothese der Annahme der Echtheit vorzuziehen". Mit der Zeit glaubte er überhaupt nicht mehr, daß echte Phänomene vorkamen (S. 128).

Bemerkenswert waren vor allem die teleplastischen Produkte des Mediums, die mehrfach photographiert werden konnten und deren Berührung den Teilnehmern gelegentlich gestattet wurde. Während bei anderen Medien (z. B. Willi) eine völlig lebendige Hand beobachtet werden konnte, charakterisierte sich das, was bei Margery ein rohes handartiges Glied darstellen sollte, schon für das Gefühl als aus ganz andersartiger Materie bestehend. Es waren mehr oder weniger weiche elastische Gebilde, die sich feucht, kalt und klebrig anfühlten, wie kaltes rohes Fleisch. Dingwall hat nun, da ihm andere Möglichkeiten nicht blieben, wenigstens über die anscheinende Selbstbeweglichkeit dieser teleplastischen Glieder Sicherheit zu gewinnen versucht. Denn die Substanz, die den Sitzungsteilnehmern sekundenlang im Rotlicht sichtbar wurde, schien ihre Form zu ändern und zuweilen Leben zu äußern. Dingwall kommt aber zu dem Schluß, daß es sich um unbelebte Materie gehandelt habe, welcher nur durch künstliche Nachhilfe seitens des Mediums oder ihres Gatten der Anschein der Selbstbeweglichkeit erteilt wurde. Über das „Wie" äußert er nur Vermutungen. Jedenfalls bestanden gegen die Möglichkeit des Einschmuggelns von Hilfsmitteln

keinerlei Vorkehrungen. Ebenso mißlang Dingwall stets der von ihm angeregte Versuch, die „teleplastische Substanz“ vor den Augen der Anwesenden zur Resorption zu bringen, obwohl der „Kontrollgeist“ Walter, der mit seiner „Geisterstimme“ das große Wort führte, das versprach. Auch wurde Dingwalls Vorschlag, das Medium statt des weiten Schlafrocks in ein schwarzes Trikot zu kleiden, um die in Aussicht gestellte Resorption besser beobachten zu können, mit der Begründung abgelehnt, die Substanz würde nicht durch den Stoff hindurchgehen können — was den Behauptungen anderer okkultistischer Forscher widerspricht. Natürlich wurde auch Dingwalls Vorschlag, einen Gazekäfig zu benutzen, ebenso abgelehnt wie seine Forderung einer zuverlässigen Handkontrolle, und zwar mit Gründen, die ihm durchaus unzureichend erschienen und für die Betrugshypothese sprachen.

Diese interessante Substanz ist einer näheren Betrachtung wert. Mehrere Photographien sind dem Bericht beigegeben. Sie zeigte z. B., vor dem Medium auf dem Tisch liegend, eine Schnurverbindung, die sich im Schoße des Mediums verlor. Durch diese Schnur wurde die Beweglichkeit vorgetäuscht. „Im Rotlicht konnte nicht die leiseste Selbstbeweglichkeit beobachtet werden“ (S. 114). Diese Schnur, die gelegentlich ebenfalls befühlt werden durfte — Dingwall wurde aber einmal vom Medium heftig daran verhindert, sie nach ihrem Ursprung hin weiter zu verfolgen (S. 146) — machte den Eindruck einer etwas rauhen Bandschnur. Sowohl die Art der im Dunkel gefühlten Bewegung der Substanz, wie gelegentlich beobachteter Luftzug und scharrende Geräusche, führten Dingwall zu der Annahme, daß bisweilen auch ein kleiner Blasebalg oder ein Gummischlauch mit Ball vom Medium benutzt wurde, um die Selbstbeweglichkeit der Substanz vorzutäuschen. Bei einer Gelegenheit konnte Dingwall ferner mit Sicherheit feststellen, daß die „Geisterstimme“ bzw. Walters Lachen vom Medium selbst herrührte (S. 124). S. 131 sagt Dingwall: „Die Bewegungen der ‚Hand‘, als sie auf der meinen lag, waren so auffallend verschieden von denen einer lebenden Hand, daß sich mir die Annahme aufdrängte, daß die teleplastische Hand von einer wirklichen Hand manipuliert wurde. Daher hätte man bei Aufrechterhaltung der Echtheitshypothese anzunehmen, daß eine zweite materialisierte Hand, die mit allen Attributen des Lebens ausgestattet ist, die andere Hand manipuliert, um den Eindruck zu erwecken, als ob die teleplastische Hand sich auf der meinen bewege. Das wäre eine so extravagante Hypothese, daß die zweite Theorie (die Betrugshypothese) nahezu unwiderstehlich wird.“

Diese rohe handschuhförmig gestaltete Substanz erweckt nun nach den Photographien, die Dingwall erläutert, ganz den Eindruck, als ob sie aus tierischem Lungengewebe bestände. Sie fühlte sich so an und roch auch so! Nicht uninteressant ist, daß Dingwall gelegentlich diese Masse ziemlich stark drückte, ohne daß das Medium das bemerkt hätte (S. 144). Mit der großen Empfindlichkeit ist es also auch nichts! Auf dem Tisch wurde die Substanz vom Medium gelegentlich auch durch den Mund bewegt (S. 136).

Nach der 25. Sitzung am 5. Februar 1925, als sich Dingwall über die Natur dieser Substanz klar geworden war, legte er besonders eindringlich die Notwendigkeit dar, die Phänomene wenigstens in einigen Sitzungen unter Testbedingungen zu untersuchen. Darauf äußerte Dr. Crandon, daß für den Augenblick keine Materialisationen zu erwarten seien. Die positive Sicherheit, mit der Crandon das sagte, überraschte Dingwall sehr. In der 28. Sitzung blieb zum erstenmal die direkte Stimme aus: sie hatte sich anscheinend durch ein Leuchtband, das am Megaphon befestigt war, einschüchtern lassen. Die letzten Sitzungen, in denen immerhin die Kontrolle ein wenig verschärft wurde, blieben dafür negativ.

Auf die sehr bemerkenswerten Ausführungen in Dingwalls abschließendem Resumee können wir aus Raummangel nicht näher eingehen. Da ihm keine andere Möglichkeit blieb, die Natur der teleplastischen Substanz, die alle Eigenschaften toten tierischen Lungengewebes aufwies, näher zu untersuchen, so blieb

ihm nur der Weg des Vergleichs. Und diese Methode führte Dingwall zu dem Schluß, daß die von Margery gezeigten teleplastischen Gebilde keine der Eigenschaften gezeigt haben, die man bei ihnen im Falle der Echtheit glaubte voraussetzen zu dürfen. Das einzige Argument, das Dingwall noch für die Echtheitshypothese anführen kann, ist nur das, daß die Persönlichkeiten und die soziale Stellung des Ehepaars Crandon einen solchen Betrug unwahrscheinlich erscheinen lassen. Was sollten sie dafür für einen Grund haben? Ich möchte hier die Frage einschalten: wollte vielleicht der Arzt Crandon ausprobieren, wie weit die Leichtgläubigkeit der Okkultisten reicht? Dann sollte er aber die Sache nicht auf die Spitze treiben!

Hinsichtlich der Natur der angeblichen Teleplasmagebilde haben dann weitere Vergleichsversuche und -photos wertvolle Aufschlüsse ergeben. Prof. McDougall hatte zuerst die Ähnlichkeit dieser Gebilde mit tierischen Lungen festgestellt. Fig. A auf Tafel I zeigt z. B. deutlich einen Teil der Luftröhre mit ihren charakteristischen knorpeligen Ringen. Dr. V. J. Woolley hat daher aus diesen Substanzen derartige „Teleplasmagebilde" nachgeahmt, und man muß sagen, die so gewonnenen Photographien legen für jeden Unbefangenen den Schluß sehr nahe, daß es sich in beiden Fällen um die gleichen Gegenstände handelt (Tafel IV). Da Crandon Chirurg ist, so kann man sich auch auf die nächstliegende Weise die Präparation der Gebilde für den besonderen Zweck erklären.

Dingwall hat seinen Bericht vor der Veröffentlichung dem Dr. Crandon vorgelegt und des letzteren Bemerkungen dazu in einem Anhang beigefügt (S. 156—158). Was wir bei Dingwall als vornehmes und sachliches, der Pflicht des unbedingten Wahrheitsforschers entspringendes Verhalten zu loben haben, nämlich sein sorgfältiges Abwägen der für und der gegen die Echtheit sprechenden Gründe, das ironisiert Crandon hier in einer Weise, die nicht gerade geeignet ist, ihm Sympathien zu erwecken. Der Fall Margery dürfte hiermit ad acta zu legen sein und gehört in die Nachbarschaft der Fälle Eva C., Laszlo, Guzik, Kathleen Goligher usw. Graf Carl v. Klinckowstroem.

Journal of the American Society for Psychical Research, Vol. XX, 1926.

Die American Society for Psychical Research wurde 1904 begründet und gibt seit 1906 das „Journal" heraus. Sitz: New York, 15 Lexington Avenue. Soweit ich das zu übersehen vermag, ist die Am. S.P.R. nicht so kritisch eingestellt wie ihre englische Schwestergesellschaft. Gegenwärtig ist John I. D. Bristol Präsident, Research Officer ist J. Malcolm Bird, und in der gleichen Eigenschaft für das Ausland fungiert der auch in Deutschland nicht mehr unbekannte Harry Price (London). Wir besprechen im folgenden kurz nur einzelne Aufsätze aus dem „Journal", soweit sie Interesse bieten und Originalarbeiten sind.

Nr. 1, Januar, S. 18—41: Brilliant Phenomena in the Home of the Schneiders (in Braunau), von Harry Price. Dieser Aufsatz liegt in einem ausführlichen Referat in der „Zeitschrift für Parapsychologie" (Maiheft 1926) deutsch vor, wo v. Schrenck-Notzing die Bedeutung von Price als Forscher und Beobachter in einer Weise herausstreicht, der weder ich noch die englische S.P.R. beipflichten kann. Diese Beobachtungen in Braunau sind nur lebhaft geschilderte Eindrücke eines passiven Zuschauers einer Sitzung im Schneiderschen Hause, ohne daß sich Price auf protokollartige Aufzeichnungen stützen könnte.

Nr. 3 und 4, März und April, enthalten u. a. Berichte von H. Price und Hereward Carrington über Tafelschrift-Phänomene von Mrs. Laura Pruden in Cincinnati, die damit ein altes Requisit aus der Rumpelkammer des Spiritismus wieder hervorgeholt hat und ihre Phänomene unter nicht besseren Bedingungen produziert wie seinerzeit Slade, Eglinton und andere Pseudomedien. Hände und Füße des Mediums waren, nach den Berichten, während der Vorführungen unkontrolliert und der Sicht entzogen. Beide Berichterstatter lassen

ihr Urteil über die etwaige Echtheit der Phänomene in suspenso und geben zu, daß diese von einem Taschenspieler nach einiger Übung unter denselben Bedingungen leicht nachgemacht werden können.

S. 220 ff. des Aprilheftes plaudert Price sehr interessant über eine Anzahl älterer Werke der natürlichen Magie und Zauberei aus seiner großen Fachbibliothek, so über Francis Coxe (1561), Reginald Scot (1584), Pierre Massé (1579), John Webster (1677) usw., unter dem besonderen Gesichtspunkt des betrügerischen Mediumismus.

Nr. 5, Mai, S. 290—97: Lehrreiches Erlebnis von H. Price mit „Varietéhellsehern" in Innsbruck, die Verblüffendes leisteten, nebst Aufklärung des einfachen Tricks (Verabredung), der dem Verf. enthüllt wurde.

Ebenda S. 265—79 Price über seine Erlebnisse in zwei Sitzungen mit Frau Silbert in Graz. Dieser Bericht ist im Augustheft der „Zeitschrift für Parapsychologie" in deutscher Übersetzung eiligst bekannt gegeben worden (S. 479 ff.). Da die Okkultisten, namentlich Prof. Walter, sich so energisch für Frau Silbert einsetzen, so erscheint es nützlich, hier ein paar Bemerkungen des wohlwollenden Price über den Wert der Sitzungen mit diesem Medium herauszuheben. Dabei ist besonders zu beachten, daß Price von der Echtheit der Phänomene überzeugt ist und andererseits keineswegs als hyperkritisch zu bezeichnen ist. Er hatte im Jahre 1924 in London Gelegenheit, einigen Sitzungen mit Frau S. beizuwohner. Aber die dortigen Kontrollbedingungen bezeichnet er als „vollkommen ungenügend" und ohne jeden wissenschaftlichen Wert. Nun, diese Kontrollbedingungen sind bei Frau S. mehr oder weniger stets die gleichen. Von seinen Sitzungen in Graz sagt Price u. a. (S. 270): „Ich saß zur Linken des Mediums und versuchte, ihren linken Fuß mit meinem rechten zu kontrollieren, fand es aber unmöglich, dies durchzuführen, fast jede Minute konstatierte ich, daß mein Fuß mit dem ihren nicht in Kontakt war." Die Phänomene (Berührungen) gingen stets unter dem Tisch vor sich. Sie hörten aber sofort auf, sobald Price unter den Tisch blickte. Hierbei herrschten hinreichend gute Beleuchtungsverhältnisse, so daß Frau Silbert stets das Verhalten von Price genau beobachten konnte. Nebenbei erfahren wir, daß Frau S. es zur Bedingung macht, daß alle Teilnehmer sich bei den Händen halten, wenn das Medium im Dunkel oder Halbdunkel arbeitet. Warum ist die Kette nur im Dunkel erforderlich? Sieht das nicht merkwürdig nach einer durch die verminderte Beobachtungsmöglichkeit gebotenen Sicherungsmaßnahme des Mediums gegen unvermuteten Zugriff oder heimliche Beobachtungen seitens verdächtiger Teilnehmer aus, zumal stets Familienangehörige und Freunde bei den Sitzungen zugegen sind, die durch eine solche Maßnahme ein etwaiges Zusammenarbeiten von Skeptikern zwecks evtl. Entlarvung unmöglich machen? Im Gegensatz zu der Auffassung von Prof. Daniel Walter über den Begriff Experiment, über den ich mit ihm nicht einer Meinung bin (siehe hier Oktoberheft 1926, S. 48), sagt Price abschließend: „Es wäre sehr bedauerlich, wenn nicht — ehe es zu spät ist — ein Wissenschaftler oder eine wissenschaftliche Gesellschaft Frau S. in die Hand nimmt und ihre Phänomene unter Laboratoriumsbedingungen studiert."

Price formuliert zum Schluß einige Grundsätze, die sich die deutschen Okkultisten ad notam nehmen sollten (S. 277). Vielleicht macht es ihnen einen stärkeren Eindruck, wenn ein von ihnen hochgeschätzter Okkultist ihnen hier Dinge sagt, die sie einem Skeptiker nicht glauben wollen. Price sagt: „Die Dinge sind nicht immer das, was sie zu sein scheinen: das sollte über der Türe eines jeden Sitzungsraumes stehen. Die große Mehrzahl der Okkultisten hält die Phänomene lieber für supranormal als darüber nachzudenken, ob dafür nicht eine normale Erklärung möglich ist. Die goldene Regel für den Forscher ist, kein angebliches Phänomen als supranormal anzuerkennen, wenn unter denselben Bedingungen eine normale Erklärung dafür gefunden werden kann. Es ist besser, übervorsichtig als leichtgläubig zu sein, denn das letztere läßt einen allzu leicht in die Netze von Scharlatanen geraten."

Nr. 6, Juni, S. 352 ff.: Kommentare und Schlußfolgerungen des Researchofficer (J. M. Bird) über die Phänomene von Mrs. Pruden. Ein Votum über die Echtheit ist nach den vorliegenden Erfahrungen nicht möglich, denn alle Phänomene können durch Tricks dargestellt werden. Andererseits ist es unter den Bedingungen, unter denen Mrs. Pruden ihre Tafelschriftphänomene zeigt, unmöglich, festzustellen, ob sie Tricks anwendet. Damit will aber Bird nicht den Vorwurf des Betruges gegen das Medium erheben. Näher auf diese Phänomene einzugehen, lohnt sich unseres Erachtens nicht.

Nr. 7, Juli, S. 385 ff.: Malcolm J. Bird über den Fall Margery. Bird, der sich nach dem Zeugnis von Houdini und Dr. W. F. Prince in der Angelegenheit Margery etwas merkwürdig benommen haben muß, kann nicht als unparteiischer Beurteiler angesehen werden. Im Augustheft desselben „Journal", S. 480 ff., sucht er in einer langen Kritik von Dingwalls Bericht (siehe hier das vorhergehende Referat) Mrs. Crandon zu verteidigen. Wir halten nach der Lage der Dinge einen solchen Versuch für aussichtslos (vgl. das Urteil, zu dem Dr. Prince gelangt; Referat im nächsten Heft).

Ebenda, S. 415 ff., bespricht Harry Price alle möglichen Leuchtstoffe einschließlich des ultravioletten Lichtes, deren Erzeugung usw. und Verwendungsmöglichkeiten bei mediumistischen Sitzungen.

Nr. 8, August, S. 449 ff.: Bericht von H. Price über das Spukmedium Eleonore Zugun (mit Bild). Dies ist ein jetzt 13—14 Jahre altes Mädchen aus Talpa in Rumänien, das seit Anfang 1926 in Wien im Hause der Okkultistin Gräfin Wassilko-Serecki lebt und dort telekinetische und andere Spontanphänomene produziert. Die Gräfin soll deren weit über 1000 beobachtet haben. Im wesentlichen handelt es sich um das überraschende Werfen von Gegenständen, wie man das aus Spukfällen kennt. Gelegentlich verschwinden auch Gegenstände plötzlich, die dann später ebenso unerwartet wieder auftauchen. Ferner zeigen sich oft am Körper des Mädchens Phänomene, die Price für „Stigmata" ansieht: oberflächliche Kratzspuren oder die Eindrücke wie von einem Gebiß. Price ist mehrfach von „Apporten" bzw. plötzlichen Lageveränderungen von Gegenständen Zeuge gewesen, ohne die Spur einer Beteiligung des Mädchens entdecken zu können. Aber diese Phänomene treten niemals ein, wenn man seine Aufmerksamkeit darauf richtet; noch niemals konnte der Beginn einer Bewegung gesehen werden. Price erlebte zum Beispiel folgenden Fall: das Mädchen, das für sein Alter noch sehr kindlich ist, hatte beim Spielen einen Zelluloidball zerbrochen. Es gab die eine Hälfte des Bällchens der Gräfin, behielt die andere Hälfte in der einen Hand und hielt zugleich in seiner anderen Hand eine Federpistole (aus der es vorher den Ball geschossen und wieder aufgefangen hatte). Price stand vor der Gruppe und hatte sowohl die Gräfin wie das Mädchen im Auge. Plötzlich flog von hinten her an der rechten Schulter von Price vorbei ein Papiermesser durch das Zimmer. Price drehte sich sofort um, konnte aber nichts entdecken, was Anlaß zu diesem Wurf hätte geben können. Die Gräfin sagte ihm, daß dieses spukende Papiermesser seinen gewöhnlichen Platz auf ihrem Schreibtisch habe; das war etwa 12 Fuß von der Stelle entfernt, wo die Gruppe stand. Price versichert, daß nach der ganzen Situation eine Beteiligung Eleonores an dem Wurf ausgeschlossen gewesen sei, da sie unmittelbar vor ihm stand und ihre beiden Hände beschäftigt waren. Hingegen ist ihm bei den „Stigma"-Phänomenen manches aufgefallen, was Mißtrauen zu erwecken geeignet ist. Die Bißspuren entsprechen genau dem Gebiß von Eleonore und finden sich ausschließlich an Stellen — z. B. an den Armen —, die sie mit den Zähnen erreichen kann. Das gleiche gilt von den Kratzspuren usw. Price erlebte beides. Aber die Eindrücke wie von Fingernägeln, die plötzlich auf der Brust des Mädchens erschienen und die man nach Öffnung des Kleides untersuchte, traten auf unmittelbar nachdem das Mädchen auf einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte. Price kündigt ein Buch der Gräfin Wassilko „Der Spuk von Talpa" an und nennt u. a. auch Prof. Thirring als Zeugen für mannigfache Phänomene des Spukmediums.

Man hat anscheinend noch nicht versucht, diese Erscheinungen experimentell zu untersuchen und in gewünschte Bahnen zu lenken. Dann sollte man aber ja nicht erst mit Dunkelsitzungen beginnen, da die Spontanphänomene sich bei hellem Licht ereignen. So unwahrscheinlich die Sache klingt, wird man zur Zeit ein Urteil für oder gegen noch nicht fällen können.

Ebenda, S. 495 ff., untersucht H. Carrington die Frage, ob Bauchreden zur Erklärung der „unabhängigen Geisterstimmen" herangezogen werden könne. Er bezweifelt das. Unseres Erachtens bedarf es dessen auch nicht, denn man weiß, wie leicht man sich in der Lokalisation von Tönen, namentlich im Dunkeln, täuschen kann. Und „Trompetenmedien" haben es noch besonders leicht, in dieser Hinsicht die Sitzungsteilnehmer irrezuführen.

Graf Carl v. Klinckowstroem.

Revue Métapsychique, Jahrgang 1926.

Nr. 3, Mai-Juni:

R. Santoliquido: Zum Jubiläum des Prof. Charles Richet.

Dr. E. Osty: Ein Gedankenleser: Pascal Forthuny. (Schluß.)

Die Sitzung vom 21. April 1926 diente zu einem kühnen Versuche. Forthuny soll die Gedanken einer (zunächst noch ganz unbestimmten) Person erraten, die sich nachher in der eigentlichen Sitzung auf einen von einer dritten Person im voraus gewählten Stuhl setzen wird. Forthuny setzt sich auf diesen Stuhl, mit dem Rücken gegen das Fenster und betastet in Gedanken diesen und die Stühle je rechts und links davon. Nach 30 Minuten diktiert er dem Stenographen seine Gedanken.

Inzwischen hat sich der Saal gefüllt und Osty teilt der Menge die Art des Versuches mit. Forthuny tritt ein und beginnt zu lesen, was er diktiert hatte. Er behandelt die Dame, die auf dem bezeichneten Stuhle sitzt; es ergibt sich manches Zutreffende.

Aber ganz merkwürdig ist die Aussage der Dame über ihren heutigen Besuch im Institut Métapsychique International (im Auszuge hier wiedergegeben). „Ihnen (Osty) und Herrn Forthuny war ich vollkommen unbekannt. Ich las im letzten Hefte der Rev. Mét. den Bericht über Forthunys Hellseherexperimente. Bis $^1/_2$1 Uhr hatte ich weder die Absicht, zu der heutigen Sitzung zu kommen, noch erinnerte ich mich, daß heute Sitzung sei. Während des Essens wurde ich erst darauf aufmerksam gemacht, und ich beschloß zu gehen, trotzdem ich eine andere Absprache für die Zeit hatte. Um $^1/_2$3 Uhr befiel mich eine Schweratmigkeit, die ich vorher nie hatte und die mich beunruhigte. Ich ruhte, verfolgte aber bis 3 Uhr nervös den Gang des Uhrzeigers und fühlte einen Zwang, zum I.M.I. zu gehen. Um 3 Uhr ging ich zur Avenue Niel (Sitz des I.M.I.), die Schweratmigkeit hörte sofort auf. 3 Uhr 20 traf ich dort ein. Die Türen wurden um 3 Uhr 30 geöffnet und die versammelte Menge strömte ein. Der Strom derselben trieb mich auf den betreffenden Stuhl, auf den sich schon eine andere Person setzen wollte. Was wäre aus der Sitzung geworden, wenn ich nicht gekommen wäre oder mich auf einen andern Stuhl gesetzt hätte?"

(Genau bei Eintritt der Schweratmigkeit der Dame hatte Forthuny begonnen, sich mit dem Stuhle zu beschäftigen, und im Augenblick, wo diese aufhörte, hatte Forthuny den Saal verlassen, um sein Protokoll niederzuschreiben.)

In der Sitzung vom 19. Mai 1926 wurde derselbe Versuch nochmals angestellt und noch ein anderer: Forthuny sollte einige Stunden vorher sich mit einer Person beschäftigen, die nachher sich auf den Stuhl setzen würde, der in der Sitzung in Gegenwart aller Zuhörer durch das Los bestimmt werden würde. Also zwei Aufgaben: 1. die betreffende Person zwingen, sich auf den Stuhl zu setzen, den 2. das Los bestimmen werde.

Der erste Versuch war ein glatter Mißerfolg, der zweite Versuch ebenso. —

Am folgenden Tage fand sich ein Herr bei Osty ein, der bei dem mißglückten ersten Versuche zwei Stühle von dem bezeichneten entfernt gesessen hatte und sich durch ein höchst sonderbares Wesen ausgezeichnet hatte, der unzusammenhängende Reden geführt hatte und die Sitzung fluchtartig verließ. Er entschuldigte sein auffälliges Benehmen, aber Forthuny hätte in seiner Darstellung öffentlich die traurigsten Momente seines Lebens behandelt, und das hätte ihn zu so närrischem Benehmen geführt. Nun wurde nochmals das Stenogramm der Aussagen Forthunys verlesen und absatzweise von jenem Herrn als zutreffend bezeichnet und erläutert. (Details wiederzugeben würde den dem Referenten erlaubten Raum weit übersteigen.) Der Herr war zum ersten Male im I.M.I. und Osty und Forthuny total unbekannt. Er wollte sich beim Eintritt auf den Stuhl 52 (wie er glaubte) setzen, nahm aber zwei Stühle weiter seinen Sitz.

Demgemäß wäre der Versuch ein Erfolg.

Lehren, die man aus Forthuny's öffentlicher Arbeit ziehen kann:

Zunächst scheint nichts Neues gegenüber den Leistungen anderer Hellseher sich zu ergeben, aber die Sitzung vom 24. März 1926 brachte den Beweis, daß Forthuny befähigt ist, „par distance" Fühlung zu nehmen mit einer Person, die von 200 andern umgeben ist, und die Sitzung vom 21. April 1926 gab die Gewißheit, daß die menschliche Psyche die Fähigkeit besitzt, ebenso in die Zukunft zu sehen, wie sie Gegenwärtiges und Vergangenes erkennen kann.

Osty findet es staunenswert, wie Forthuny sich so scharf auf die „Wellenlänge" einer Person einstellen kann und die der 200 andern Anwesenden ausschließt.

Die Hellsehfähigkeit richtet sich nach der Individualität, welche gerade befragt wird. Manche Personen sind steril, andere begünstigen die Arbeit des Hellsehers. Forthuny sucht sich letzteren aus in der Menge der Besucher. Die Statistik Ostys über Forthunys Versuche ist bemerkenswert:

Vom 12. Mai 1925 bis 21. April 1926 fanden 15 Sitzungen statt, von total 1500 Personen besucht. 136 Leute wurden „inquiriert", davon 46 (= 33,8%) mit vollständigem (oder fast vollständigem) Erfolge, 42 (= 30,9%) mit zum größten Teil richtigen Angaben, 30 (= 22%) mit wenigen Treffern und 18 (= 13,2%) mit komplettem Mißerfolge.

Osty glaubt, daß man höhere Zahlen der Mißerfolge erzielt hätte, wenn die Versuchspersonen alle ausgelost worden wären. — —

Forthuny geht umher und fischt, bis er Anschluß findet. Hat er diesen, dann baut er weiter. Er kommt dann in kurze „Trance". Er läßt sich rein vom Unterbewußtsein leiten und hat dabei das Gefühl einer „Leere" des Gehirns, eine Art von „Dematerialisation der Gedanken". Er denkt ohne Willen, gleichsam bewegt durch eine fremde Kraft. Er redet ohne Anstrengung und weiß nachher nicht, was er sagte.

Wenn Forthuny in einer Sitzung irgendeine Person anredet und von ihr berichtet, dann meldet sich häufig eine in der Nähe sitzende andere und sagt: „Das betrifft mich." Forthuny unterliegt also einem auf ihn wirkenden Zwange und täuscht sich nur in der Quelle desselben. Bei seinem Suchen, von irgendwem beeinflußt zu werden, kommt er hin und wieder zu einem „Sterilen", wo kein Konnex möglich; er verläßt ihn und sucht weiter. Am besten arbeitet Forthuny, wenn er die Hand des Betreffenden berührt oder einen ihm gehörigen Gegenstand nimmt. Niemals hat Forthuny eine Mitteilung gemacht, die einen andern betraf, wenn er sein „Objekt" mit der Hand berührte.

Über die Art des Arbeitens des Forthuny macht Osty eine interessante Bemerkung: Seine Arbeit vollzieht sich in drei schnell aufeinander folgenden Phasen: 1. nimmt er oberflächlich Kenntnis; 2. in Forthunys Hirn erscheinen visuelle Bilder, Gehörshalluzinationen, Gefühlseinflüsse, Worterscheinungen; 3. diese Bilder usw. werden analysiert und in Worte gekleidet.

Es folgt eine längere Serie von Beispielen. Eins davon: Forthuny geht auf einen Herrn zu, ergreift seine Hand und erblickt im Geiste ein großes L

(40 × 40 cm!) auf Karton und sagt: „Man gibt mir ein großes L" und leitet augenblicklich den Namen ab: Landay. Sofort verschwindet der Buchstabe. Forthuny sieht sich am Ufer eines breiten Wasserlaufs, die Silhouette einer Stadt erscheint ihm, die Forthuny nicht erkennt. Der Himmel ist niedrig. Im Augenblick ist Forthuny auf dem andern Ufer, in der Stadt, auf dem Quai. Man lädt große Mengen Güter aus, Theer, Spezereien. Forthuny sagt: „Ich sehe Nebel, Wasser, Schiffe, rieche Kolonialprodukte, gelbes Wasser, graues Wasser." Er erinnert sich, in Belgien gewesen zu sein und fragt: „Sie sind Belgier?" Eine sanfte Stimme flüstert in ihm: „Landi... woher?" Ihm fällt Rouen ein, wo Forthuny gedient hat. Er sieht den Kapitän B., mit dem er manche Zigarre geraucht hat, auf dessen Schiff. „Sie gehen auf Schiffe, rauchen Antillenzigarren mit den Kapitänen", „oder im Klub?" — — — Jetzt taucht Forthuny ein Aquarell auf, Antwerpen darstellend, das Forthuny vor 25 zu schätzen hatte. Das Bild wird lebhafter. Forthuny faßt seine Angaben in den Satz:

‚Ich sehe einen großen Hafen voller Rauch und Spezereien, es ist Antwerpen; Sie sind Redakteur des ‚Matin d'Anvers' Herr Lanoi..."

— — Eine „eigentliche" Halluzination ist aber mit diesen visuellen Bildern nicht verbunden, Forthuny bleibt dabei vollständig bewußt. Oft dauern diese Bilder kaum Sekunden, andere länger und gestatten eine genaue Analyse des Geschauten. Man könnte sagen: Jedes Bild dauert so lange als nötig, das wesentliche zu erfassen. Die meisten der Visionen sind allegorischer Art oder symbolisch. Forthuny verläßt sich vollständig auf sie in seinen Diagnosen. — Bei auditiven Eindrücken hat die „Stimme" keinen Individualcharakter. Forthuny wiederholt das, was er wie von weitem hört. Manchmal redet Forthuny ganz impulsiv, ohne zu wissen, was er sagt = automatisches Sprechen. — —

Der Fall Forthuny ist ein so merkwürdiger, daß man es keinem übel nehmen kann, wenn er ihn für unwahrscheinlich hält so lange, bis er ihn persönlich kennen lernt.

Osty meint, in einer Fragestellung an einen Metagnomen liege die stillschweigende Anerkennung, daß im Fragenden zwei Seelen lägen. Die eine kennt nur das verflossene Leben, so wie die gemeine Erfahrung es kennen lehrte; die andere kennt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so wie sie tatsächlich waren, sind und sein werden. Nun hat der Metagnom seine psychischen Kräfte in den Dienst der beiden Seelen zu stellen und zu sondieren: Was ist die Wahrheit in einem bestimmten Falle? oder: Welche Ereignisse werden mich in der Zukunft treffen? — Bei einzelnen Individuen gelingt es Forthuny leicht einzudringen, bei andern schwieriger. Die ersteren lassen Wünsche, Pläne und Meinungen leicht erkennen.

Osty wird dem Versuch mit den „leeren Stühlen" demnächst ganz ausführlich nähertreten, er verspricht sich davon eine erhebliche Bereicherung der psychischen Wissenschaften.

Charles Richet: Eine unwirksame Kritik Albert Molls und die Kryptästhesie von Kahn. (Vgl. A. Moll: „Der Hellseher Ludwig Kahn und seine Untersucher" in dieser Zeitschrift I, Heft 3, S. 162.)

Da Molls Arbeit in unserer Zeitschrift erschienen, sei kurz auf den Inhalt der Richetschen Antikritik eingegangen: „Wir schließen also, daß Herr Moll uns gar nichts erklärt hat. Er konnte es auch nicht, denn er war bei unseren Versuchen gar nicht zugegen. Im übrigen beschränkt Moll sich zu sagen: 1. Man hätte mehr Vorsichtsmaßregeln treffen sollen. 2. Die Aufmerksamkeit darf nicht abgelenkt werden. 3. Man hat geschickte Taschenspieler. Drei Behauptungen, denen ich nicht zu widersprechen wage, da sie absolut richtig sind. Aber ich muß erklären, daß sie uns nichts Neues bringen. Wir wußten das alles vor Moll usw." —

Richet erzählt dann, wie er 1900 dem Psychologenkongreß ein Kind von 3 Jahren und 3 Monaten vorführte, das ausgezeichnet Klavier spielte, Mär-

sche, Walzer usw. komponierte und aus dem Gedächtnis die schwierigsten Stücke spielte. Der Kongreß hat lebhaft Beifall gezollt. Richet hat darauf den kleinen Pianisten mehrmals in seiner Privatwohnung auf seinem Piano vor Zeugen spielen lassen, ohne daß dessen Mutter in der Nähe war, und trotzdem hat 4 Jahre später Herr Scripture behauptet, wir seien alle Opfer einer Illusion geworden, es sei gar nicht der Kleine gewesen, der gespielt habe, sondern die Mutter. Die Ungläubigkeit Molls sei von gleicher Art wie die des Herrn Scripture.

A. Hofmann.

Zeitschrift für Parapsychologie.

September 1926: v. Schrenck-Notzing beschreibt den neuen, von Karl Krall erfundenen Apparat für Medienkontrolle. Die Hände des Mediums werden mit Hilfe von Handschuhen aus Metallgarn, die Füße vermittelst Schuhsäcken, an welche Metallitzen angenäht sind, je in einen Stromkreis eingeschaltet. Für jede Hand und jeden Fuß leuchtet, solange sie „in Stellung" sind, eine farbige Zahl an der Wand auf, für alle Sitzungsteilnehmer sichtbar. Wird ein Glied aus der Schaltung entfernt, so erlöscht die zugehörige Zahl und Farbe. Der Apparat ist bereits bei Versuchen mit Willy und Rudi Schneider verwendet worden.

Beachtenswert ist der Aufsatz „Eine Betrachtung über Todesprophezeiungen" von Dr. R. A. Reddingius (Haag). Er führt mehrere Fälle an, in denen Todes- oder Unfallsprophezeiungen eintrafen, und zwar offenbar nicht darum, weil der Voraussagende über Hellsehen verfügte, sondern weil seine Prophezeiung suggestiv wirkte, sogar dann, wenn sie dem Todes- oder Unfallkandidaten nicht bekannt wurde, ihn also nur telepathisch beeinflussen konnte. Mit Recht weist Reddingius darauf hin, daß der Tod manchmal Punkt 12 Uhr, oder genau nach einem Jahr prophezeit wird und auch dementsprechend eintrifft, was viel mehr auf Suggestion als auf Hellsehen hinweist, weil letzteres doch schwerlich stets mit so glatten Zahlen, so konventionellen Zeiträumen zu tun haben würde. Daß ein telepathischer Fernzwang wirklich existiert, beweisen die Mitteilungen von Dr. Gibotteau, dessen Versuchsperson Berthe imstande war, ferne Personen den Weg verfehlen, bestimmte Halluzinationen haben, Angstanfälle durchmachen zu lassen. „Gibotteau war davon überzeugt, daß es für die moralische Freiheit einer empfänglichen Person gefährlich sei, mit Berthe zusammen zu leben." Ihre Mutter galt auf dem Lande als Hexe, und in der Tat sehen wir hier den alten Glauben an Verhexung in gewissem Umfange bestätigt. Eine ähnliche Erklärung für manche sonst schwer natürlich erklärbaren Prophezeiungen habe ich selbst, wenn auch nur als Versuch einer Deutung, angeboten und bin wegen dieser unwahrscheinlichen Hypothese gerügt worden. Hier nimmt sie bereits festere Gestalt an.

Oktober 1926: Das Heft bringt die Rede über „Psychische Forschung und akademische Wissenschaft", die Prof. Driesch bei Antritt der Präsidentschaft der Society for Psychical Research in London gehalten hat.

Richard Baerwald.

„Die Literatur", August 1926.

In seinem Aufsatze „Experimente im Okkultismus" bespricht Wilhelm v. Scholz das Schermannbuch von O. Fischer und Carl Brucks „Experimentelle Telepathie". Bei dieser Gelegenheit spricht er sich programmatisch über die ihm etwas fragwürdig erscheinende Rolle des Experiments in der okkultistischen Forschung aus. Vielfach sei das Studium spontaner Phänomene aufschlußreicher als das Experiment, denn da das Okkulte unbewußt und absichtslos entsteht, unterdrücke das Experiment oft dasjenige, was es untersuchen will. Ein Dichter, der seinen Schaffensprozeß wissenschaftlich beobachten wollte, würde auch bald nichts mehr zu ergründen haben, weil die Quelle zu fließen aufhörte, die er analysieren möchte. Diese Gedanken erinnern an W. Kröner. Aber

Scholz fügt im Sinne seiner Schicksals- und Zufallslehre einen weiteren neuartigen Gesichtspunkt hinzu. Das Okkulte zeigt sich, wo wir uns dem „Schicksalhaften", der „Weltmitte" nähern, wo das Außergewöhnliche in Erscheinung treten will. Unterwirft man es dagegen dem „kleinen menschlichen Willen", wie es beim Experiment der Fall ist, so sucht man es an die Peripherie des Weltgeschehens hinüberzuzerren, was es nicht ohne Verzerrung erduldet. Daher das Läppische und Alberne besonders bei den Experimenten des physikalischen Okkultismus, die Mischung mit Betrug, die teigigen Materialisationen, die Nasenstüber und Rippenstöße, das Spieldosengeklimper, das aus dem großen heiligen Geheimnis eine Clownerie macht. In günstigerem Lichte erscheinen dem Verfasser jene Experimente, die, wie in den beiden von ihm besprochenen verdienstvollen Werken, auf ganz bestimmte Fragen bestimmte Antworten verlangen.

Richard Baerwald.

Buchbesprechungen.

Wilhelm Erman: Der tierische Magnetismus in Preußen vor und nach den Freiheitskriegen. Aktenmäßig dargestellt. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1925, 8⁰. VIII und 124 Seiten (Beiheft 4 der Historischen Zeitschrift).

Geheimrat Erman, der Direktor der Universitätsbibliothek Bonn, hat uns in der vorliegenden dankenswerten Schrift eine erschöpfende aktenmäßige Darstellung einer wichtigen und interessanten Episode in der Geschichte des sog. tierischen Magnetismus geschenkt. Es wäre zu begrüßen, wenn es nicht vereinzelt bliebe, daß ein Historiker ein von der politischen Geschichte weitab liegendes Thema mit solcher Gründlichkeit bearbeitet.

Ein für die Verbreitung der Irrlehren und der Phantastik des tierischen Magnetismus geeigneter Nährboden war gegeben in der Reaktion auf das Zeitalter der kritischen Philosophie und der Aufklärung: in der Naturphilosophie und in der mit dieser in enger Wechselwirkung stehenden romantischen Strömung. Verf. gibt zunächst eine kurze Darstellung des Beginnes der Lehre Mesmers und einen Abriß seines Lebens. Er nennt Mesmer ebenso wie seinen Hauptschüler, den Berliner Professor der Medizin K. Chr. Wolfart, einen Scharlatan. Berlin, der Hauptsitz der Aufklärung, blieb bis 1808 im wesentlichen von dem Unfug verschont, der anderwärts bereits vielfach mit der magnetischen Heilmethode getrieben wurde. Der erste und Hauptbahnbrecher war der berühmte populäre Arzt Chr. Wilh. Hufeland. Auf dessen Veranlassung wurde durch ministerielle Verfügung 1812 eine Kommission zur Prüfung des tierischen Magnetismus und seiner angeblichen Wirkungen ins Leben gerufen, welcher außer Hufeland und seinem Bruder zunächst die Berliner Akademiker K.A. Rudolphi (Physiologe), Paul Erman (Physiker), der Chirurg K.F. v. Graefe, der Obermedizinalassessor J. Chr. Fr. Klug, der Physikus v. Koenen, D. Kuntzmann und der Mesmerschüler Wolfart angehörten. Später kamen noch die Obermedizinalräte Chr. Knape und M. H. Klaproth, der berühmte Chemiker, hinzu. In dieser aus Skeptikern und Gläubigen gemischten Kommission ging es nicht ohne Reibungen ab. Die Weltereignisse des Jahres 1813 unterbrachen die Tätigkeit der Kommission. Aber sogleich nach dem Friedensschluß 1814 verlangte der Minister v. Schuckmann, ein klarer Kopf, der der ganzen Frage skeptisch gegenüberstand, von dem zuständigen Stadtphysikus v. Koenen eine Prufung der angeblichen Erfolge, deren sich Wolfart bei seinen magnetischen Kuren rühmte, sowie die laut Verfügung vom 23. Mai 1812 geforderten Berichte. Wolfart leistete, gestützt auf die Protektion des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, passive Resistenz. 1815 trat in der Gestalt des Mediziners und Dichters David Ferd. Koreff eine sehr problematische Persönlichkeit auf den Plan, die es verstand, als Günstling Hardenbergs auch in der Frage des tierischen Magnetismus eine wichtige, aber wenig erfreuliche Rolle zu übernehmen. Er verbündete sich mit Wolfart und war der Veranlasser einer Kabinettsorder vom 5. Mai 1816, in der die Absicht ausgesprochen wurde, dem Wolfart „eine Anerkenntnis seines nütz-

lichen Bestrebens durch eine Anstellung an der hiesigen Universität zu geben". Schuckmann wurde beauftragt, die Angelegenheit zu prüfen, und forderte zunächst die beiden Stadtphysici v. Koenen und Klug zu eingehenden kritischen Berichten über Wolfarts magnetische Versuche und Resultate und Wolfart selbst zur Einsendung einer Abschrift seines Immediatgesuches auf. Darauf wurden Klug und der Chef des Militärmedizinalwesens J. Goercke mit Ermittelungen über die von Wolfart behaupteten Heilerfolge beauftragt, die ihrerseits Umfragen bei den Stabschirurgen und in der Charité anregten. Wichtig ist hier das Gutachten v. Koenens, das, obwohl in der Form äußerst vorsichtig und in der Beurteilung Wolfarts sehr milde, in einer völligen Verurteilung des magnetischen Verfahrens gipfelt. Viel vernichtender als die schonende Kritik Koenens lauteten die Gutachten der beiden Direktoren der Charité E. Horn und Chr. L. Mursinna. Auf Grund dieser Ermittelungen und des im wesentlichen ungünstigen Schlußergebnisses, zu dem die Hufelandsche Kommission gelangte (1816), formulierte die Medizinalabteilung des Ministeriums ihre Ansicht in einem Votum, in welchem festgestellt wird, daß „selbst die namentlichen Angaben des Wolfart über Heilung durch Magnetismus in seinem Berichte an den König nicht zuverlässig sind", daß er „der Menge von Versuchen nicht gedenkt, wo keine Wirkung erfolgt ist"; das sei weder sorgfältig noch wahrhaft; daß er die wahrgenommenen Veränderungen dem Magnetismus zuschreibe, „ohne dafür etwas anderes als seinen Glauben anzuführen", das sei nicht die Art eines wissenschaftlichen Naturforschers usw. Dieses Votum, das für Wolfarts Ansprüche bei jedem Unparteiischen hätte tödlich wirken müssen, überreichte Schuckmann zusammen mit dem Schlußbericht der Hufelandschen Kommission nebst einem Begleitschreiben am 9. September 1816 dem König. In letzterem riet er von der Bestallung Wolfarts mit einem Lehrstuhl für Magnetismus ab, empfahl jedoch, ihm 800 Taler für seine Privatanstalt zu bewilligen, falls der König beabsichtige, Wolfarts Bemuhungen zu unterstützen. Koreffs Tätigkeit hinter den Kulissen brachte es dennoch fertig, daß Wolfart am 7. Februar 1817 zum ordentlichen Professor an der medizinischen Fakultät ohne Zuweisung eines besonderen Faches ernannt wurde. Auch für sich selbst vermochte er eine solche Anstellung durchzusetzen. „So hatte nun die Fakultät ... zwei neue unerbetene Mitglieder erhalten zur Vertretung einer Pseudowissenschaft, die von den alten Mitgliedern durchweg nicht als berechtigter Zweig des Universitätsunterrichtes anerkannt wurde, ein Vorgang, der wohl beispiellos ist in der Geschichte der deutschen Universitäten", sagt Erman (S. 54). Erwähnt sei noch, daß die Protokolle der 1812 ins Leben gerufenen Hufelandschen Kommission verschwunden und seither verschollen sind, wofür nach Erman entweder Koreff oder Hufeland selbst verantwortlich zu machen sind. Damit wurde ungünstiges Material beiseite geschafft.

Eine zweite Kabinettsorder vom 7. Februar 1817 verfügte, daß die Akademie eine Preisaufgabe erlassen solle für die beste Abhandlung über den tierischen Magnetismus. In einer Anlage wurde Zweck und Umfang dieser Aufgabe näher präzisiert. Sie war unzweifelhaft, wie auch in der Hauptsache die Kabinettsorder selbst, von Koreff verfaßt. Die Ausführung dieser höchst unwillkommenen Aufgabe wurde von der Akademie der physikalischen Klasse zugewiesen. Die Erteilung des Preises sollte dem König (also letzten Endes Koreff) vorbehalten bleiben, und alle eingesandten Arbeiten sollten gedruckt werden. Mit diesem peinlichen Auftrag mußte sich die Akademie abfinden, und sie hat ihr Bestes getan, um ihm die beste Seite abzugewinnen. Nach verschiedenen Rückfragen und Abänderungsvorschlägen hinsichtlich der Formulierung trat aber nun aus unbekannten Gründen eine $1^1/_2$ jährige Verschleppung der Angelegenheit ein, und in dieser Zeit gab der aufrechte Schuckmann die Verwaltung von Kultus, Unterricht und Medizinalwesen an Altenstein ab. Inzwischen wirkte Koreff weiter im Sinne einer Propagierung seiner Gesinnungsgenossen, mit denen er Universitätslehrstühle besetzte (z. B. Ennemoser und Windischmann in Bonn). Hufeland machte in dieser Zeit, wie Erman sagt, weitere reißende Fortschritte auf der abschüssigen Bahn des Aberglaubens, dem er seit 1808 in stets wachsendem Maße verfallen war. In den Jahren 1818/19 erreichte der Einfluß Koreffs auf den immer gebrechlicher werdenden Hardenberg seinen Höhepunkt. Am 15. August 1818 endlich erging Harden-

bergs Antwort an Altenstein betr. Wiederaufnahme des Preisausschreibens, die dann am 29. August an die Akademie weitergeleitet wurde. Das von der Akademie nunmehr zum Druck gegebene Programm enthielt den Wortlaut des Koreffschen Entwurfs, nur mit dem veränderten Termin (3. August 1820). Die Akademie wahrte jedoch in einem von ihrem geschäftsführenden Sekretär Schleiermacher entworfenen Schreiben an den Staatskanzler in nachdrücklichster Weise ihren ablehnenden Standpunkt gegenuber der ihr aufgezwungenen Preisausschreibung, in welchem sub rosa sogar Koreff einige kräftige Hiebe versetzt wurden. Bis zum 3. August 1820 liefen 20 Bewerbungsschreiben ein, und der physikalischen Klasse der Akademie fiel die undankbare Aufgabe zu, sie zu prüfen. Die Klasse zählte damals 13 Mitglieder. Für die Prüfung kamen in erster Linie in Frage die schon früher genannten K. A. Rudolphi, P. Erman, der Mathematiker und Physiker E. G. Fischer, der Botaniker H. F. Link, der Physiker Th. Seebeck, der Zoologe H. Lichtenstein, der Mineraloge Chr. S. Weiss, der Geologe L. v. Buch, Hufeland usw. Die Akademiker haben sich ihrer Aufgabe mit großer Sorgfalt und Unparteilichkeit unterzogen. Um es kurz zu machen: keine der eingereichten Arbeiten erfüllte auch nur annähernd die Bedingungen, die eine Preiserteilung hätten rechtfertigen können. Jedes der Mitglieder hat über jede der Schriften ein detailliert begründetes Gutachten abgegeben, und die Gesamtkommission erstattete sodann auf Grund derselben einen gemeinschaftlichen Bericht über die einzelnen Bewerbungsschriften, der am 19. Dezember 1821 dem Kultusministerium überreicht wurde (abgedruckt S. 85 ff.). Inzwischen war zwischen Hardenberg und Koreff eine Entfremdung eingetreten, die 1821 zum völligen Bruch führte. Dies und die traurigen Verhältnisse in der Familie des 72 jährigen Staatskanzlers sowie anderweitige berufliche Enttäuschungen erklären die nochmalige Verzögerung der Angelegenheit, die nun eintrat. Die Magnetisten erhoben deshalb lebhafte Beschwerden, so namentlich Kieser und Wilbrand. Endlich, am 9. November 1822 — also ganz kurz vor seinem Tode — erließ Hardenberg die Verfügung, die Akademie solle ihr Urteil bekanntgeben und die eingegangenen Bewerbungsschriften ihren Verfassern zurückstellen. Die Bekanntmachung uber das Ergebnis der Preisausschreibung durch die Akademie erfolgte daraufhin am 18. Februar 1823 in der „Allgemeinen Preuß. Staatszeitung". Hierin wurde ein Punkt des Preisausschreibens, nämlich, daß alle eingehenden Bewerbungsschriften gedruckt werden sollten, mit Stillschweigen übergangen, was wiederum den hartnäckigen Wilbrand zu Beschwerden und Angriffen herausforderte. Damit war das ganze Unternehmen im Sande verlaufen.

Der ganze Streit um den tierischen Magnetismus, bei dem es sich ja nicht nur um angebliche Heilerfolge, sondern auch um angebliche hellseherische Fähigkeiten der Sensitiven handelte, ist deshalb besonders interessant, weil er eine Parallele bietet zum Streit um die okkulten Phänomene unserer Tage. Wie heute die Okkultisten Schwindelmedien in Schutz zu nehmen pflegen, so ließen sich die Verteidiger des Magnetismus auch nicht von nachgewiesenen Betrugsfällen beeinflussen. Genau wie heute wurden Betrugsindizien und Mißerfolge übersehen oder weggedeutet (siehe Wolfart). Andererseits wird man den Verf., so verdienstvoll seine fleißige Arbeit auch ist, immerhin darauf aufmerksam machen dürfen, daß er vielleicht den Phänomenen, wie sie bei den magnetischen Medien angeblich auftraten, doch nicht ganz gerecht wird, wenn er nur die durch Braid und seine Nachfolger später festgestellten Erscheinungen des Hypnotismus und der Suggestion als den tatsächlichen Kern derselben anerkennen will. Wir dürfen heute annehmen, daß Telepathie und Hellsehen (mag man sie erklären wie man will) tatsächlich vorkommen, und derartige Phänomene mögen auch damals — z. B. bei der „Seherin von Prevorst", der Sensitiven Kerners — vorgekommen sein. Ebenso braucht man in Fällen wie bei der bekannten Stigmatisierten Katharina Emmerich nicht Betrug anzunehmen, denn man weiß heute, daß suggestive und autosuggestive Vorstellungen in der Tat unter Umständen imstande sind, derartige körperliche Veränderungen herbeizuführen. Auch das Phänomen der Wünschelrute ist kein Aberglaube, wie wir heute wissen. Die damalige Wissenschaft war allerdings noch nicht in der Lage, derartige komplexe und schwierige Probleme der Psychologie und Pathopsychologie zu erklären, und die Hufelandsche Kommission hätte vielleicht besser getan, selbst mit

allen Kautelen Versuche mit Sensitiven anzustellen, als nur kritische Arbeit zu leisten. Vielleicht hatte sie dazu keine Gelegenheit; auch war ja die Nachprüfung der ihr vorgelegten Fälle in dieser Hinsicht nicht gerade ermutigend. Wir werden auch die romantische Strömung nicht schlechthin als „krankhaft" bezeichnen dürfen. Wir dürfen nicht vergessen, daß namentlich die Frühromantik uns auf anderem Gebiete Wertvolles geschenkt hat, das wir im deutschen Geistesleben nicht missen möchten.

Graf Carl v. Klinckowstroem.

Dr. Friedrich Luther: „Der Okkultismus. Eine kritische Einführung in das Gebiet und seine Probleme." Leipzig, Hachmeister & Thal, 1926. 110 Seiten.

Dieses Büchlein bedeutet außerordentlich viel mehr, als es scheint. Äußerlich sieht es aus wie eins der vielen kleinen populären, meist wenig zuverlässigen Orientierungsbücher über okkulte Probleme. Tatsächlich ist es die auf eigenen Wegen wandelnde Arbeit eines sehr abstrakten, sehr tiefgründigen, sehr kritischen, nach völliger Objektivität strebenden. nur manchmal etwas scholastisch anmutenden philosophischen Denkers. Da aber sein reger Skeptizismus die spekulativen Kartenhäuser immer gleich selber umpustet, hat auch diese Kehrseite ausgeprägter synthetischer Denkbegabung hier keine schädlichen Folgen.

Das Hauptinteresse des Verfassers ist dem telepathischen Problem zugewandt. Die übersinnlichen Lösungsversuche lehnt er als bizarr, als bloße „poetische Idee" ab. Er sieht, nur die physikalische Strahlungstheorie kann die Telepathie wirklich plausibel machen. Aber eine direkte Gedankenübertragung auf Grund der Strahlung hält er trotzdem für Widersinn. Denn der Gedanke sei ein rein subjektiver innerer Vorgang, besteht nur in dem Bezogensein auf den Denkenden selbst. Er könne also nicht aus dem Verbande der Seele herausgenommen und übertragen werden. Könnte er es, dann müßte er eben objektiv sein. Aus demselben Grunde findet es Luther denkunmöglich, daß, wie Ochorowicz und v. Schrenck-Notzing annehmen, ein Gedanke eine Materialisation ideoplastisch gestalten könne. Nun, dieser Einwand scheint mir „überspitzt". Was heißt „subjektiv"? Luther versteht offenbar ein Doppeltes darunter. Erstens ist subjektiv für ihn ein anderer Ausdruck für geistig oder seelisch. Nun gibt es keine Weltanschauung, die nicht irgendeine Korrespondenz zwischen geistigen und körperlichen Vorgängen annimmt, mag sie sie nun monistisch auf Identität oder spiritualistisch-dualistisch auf Wechselwirkung zurückführen. Lassen sich physische Hirnprozesse durch Strahlung übertragen, so muß die Korrespondenz auch analoge Gedanken bei Sender und Empfänger veranlassen, der Gedanke muß also auch mit übertragen werden können. Zweitens scheint Luther bei dem Ausdruck „subjektiv" an die Lehre zu denken, daß wir jedem Gedanken den Nebengedanken „Ich denke dies" (Kants transzendentale Apperzeption) hinzufügen; ich wüßte wenigstens nicht, was das „Bezogensein des Gedankens auf den Denkenden selbst" sonst bedeuten könnte. Wenn nun aber A einen Gedanken hat und hinzudenkt „Ich, A, denke dies", warum soll sich nicht beides auf B übertragen können, so daß dieser nunmehr denkt: „A denkt, erlebt dies." So sehen ja tatsächlich die meisten telepathischen Übertragungen aus: B sieht, wie A stirbt, ein Unglück erleidet usw. Es bleibt also auf keine Weise erfindlich, warum die „Subjektivität" des Gedankens die Übertragung hindern soll. Der Fall ist typisch: Viele können sich nicht mit der, akustischer Resonanz oder elektrischer Induktion ähnlichen, physikalischen Theorie abfinden, können aber durchaus nicht klar machen, wo sie der Schuh drückt, ein reines Gefühlsmoment scheint im Wege zu stehen. Da Luther an die direkte Übertragung nicht glauben kann, verwendet er die Denkstrahlen anders: Wir sollen sie unbewußt empfinden können, und weil wir selber bei bestimmten Gedanken Strahlen aussenden, also ihre Bedeutung, ihre Entsprechung mit unseren eigenen Gedanken erfahren, so können wir auch die aus anderen Hirnen uns zuströmenden Strahlen deuten und verstehen. Ein wenig plausibler Umweg der Theorienbildung.

Interessant ist ein Abschnitt über das Gesundbeten, der Verfasser kann sich hier auf eigene Erfahrung stützen. Das Gesundbeten hat, ungeachtet seiner gefährlichen Feindseligkeit gegen ärztliche Behandlung, entschiedene Heilerfolge aufzuweisen, und diese lassen sich nicht allein auf Suggestion zurückführen, denn der Gesundbeter wirkt manchmal auch auf Patienten ein, die gar nicht wissen, daß er sich mit ihnen beschäftigt. Sie haben, so beeinflußt, zuweilen die Empfindung, als würden sie elektrisiert. Möglicherweise ist Telepathie im Spiele.

Richard Baerwald.

Bradley, H. Dennis, Den Sternen entgegen. Aus dem Englischen übersetzt von Emmy Benvenisti. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 1926. 8⁰ XII u. 328 S.

Bradley, ein als Satiriker in England bekannter Schriftsteller, hatte unvorbereitet Gelegenheit, in Amerika im Hause eines spiritistischen Freundes, Jos. de Wyckoff, an einer Anzahl Stizungen mit dem Medium George Valiantine teilzunehmen, in welchen sich vermittelst „direkter Stimme" seine 8 Jahre zuvor verstorbene Schwester kundgab. Er gewann dabei die subjektive Überzeugung, tatsächlich mit dem Geist seiner Schwester gesprochen zu haben, von der seiner Ansicht nach Valiantine nichts wissen konnte, und glaubt, sie aus allerhand Imponderabilien als solche identifiziert zu haben. Dieses war die erschütterndste Erfahrung seines Lebens. Weitere Erfahrungen dieser Art mit Valiantine und mit dem englischen Medium Mrs. Leonard befestigten seine Überzeugung, daß es möglich sei, mit den Verstorbenen in Verkehr zu treten. Denn ihm wurden sozusagen spielend Mitteilungen gegeben, die die betreffenden Medien unmöglich wissen konnten, wie Namen, unscheinbare Details aus dem Leben der Verstorbenen usw. Das vorliegende Buch ist daher ein Bekenntnisbuch, in welchem Bradley in temperamentvoller Weise rückhaltlos für den Spiritismus eintritt und nebenbei den Toren den Fehdehandschuh hinwirft, die alle derartigen Erscheinungen auf Telepathie, auf supranormale Fähigkeiten des Unterbewußtseins usw. zurückführen wollen. Er meint damit weniger die sog. Antiokkultisten, als die Führer der metapsychischen Bewegung wie etwa Richet oder v. Schrenck-Notzing. Referent freut sich, mit den Genannten einmal der gleichen Meinung zu sein.

Die Schilderungen von Bradley können keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Wert beanspruchen, wie auch die beschriebenen Sitzungen nicht durch die angewandte (bzw. fehlende) Untersuchungsmethodik, sondern durch die erhaltenen Geistermitteilungen überzeugend wirken sollen. Es handelt sich lediglich um eine Beschreibung der Erlebnisse mit verschiedenen Medien nebst Kommentaren, die wir hinnehmen müssen wie sie ist. Bevor Bradley sein erstes ihn erschütterndes Erlebnis hatte, kannte er nichts von den mediumistischen Phänomenen, stand ihnen aber rein gefühlsmäßig skeptisch gegenüber. Der Sprung zum begeisterten Spiritisten erscheint daher nicht so erstaunlich, denn Bradley wußte nichts von den langjährigen Erfahrungen der S.P.R. oder anderer Forscher (wie z. B. Flournoy) mit Medien, von den stets fehlgeschlagenen Versuchen, einwandfreie Identitätsbeweise zu erlangen usw. Er kennt nicht die Ergebnisse der verwickelten Psychologie des Unterbewußtseins, die wir als ein gesichertes Tatsachengebiet zu betrachten haben, über die er sich aber ohne Auseinandersetzung glaubt hinwegsetzen zu dürfen.

Auch in den Erfahrungen Bradley's fällt auf, daß die „Geister" um so mehr präzise Aussagen zu machen vermögen, die sich als zutreffend herausstellen, je mehr die Sitzungsteilnehmer von den angeblich auftretenden Persönlichkeiten wissen. So erschien z. B. einmal in einer Sitzung mit Valiantine die Mutter einer anwesenden Dame, Mrs. Sykes, die aber die an sie gerichteten Fragen nur einsilbig beantwortete und bald wieder verschwand. Die Erklärung: „Meine Mutter war gestorben, als ich drei Jahre alt war, so daß ich mich natürlich ihrer nicht erinnern kann", sagt Mrs. Sykes.

Da Bradley alle Kundgebungen auf Bewohner des Jenseits zurückführt, so legt er natürlich großen Wert auf den Inhalt dieser Mitteilungen. So erhalten wir z. B. Schilderungen über den Zustand im Jenseits, über den die „Geister" ausführliche Auskunft zu geben wissen. Aber diese Auskünfte sind weder originell noch geistvoll. Wir kennen aus der spiritistischen Literatur, von Swedenborg an, zahlreiche Schilderungen des Lebens im „Sommerland", das in naiv-realistischer Weise als eine sorgenfreie Fortsetzung des irdischen Lebens erscheint. Die durch Bradleys Medien erhaltenen Mitteilungen bedeuten gegenüber der älteren offenbarungsspiritistischen Literatur (A. J. Davis, Allan Kardec usw.) keine neuen Erkenntnisse, und was an philosophischen Ideen gegeben wird, läßt sich ohne Schwierigkeit aus dem Gedankenkreise der Sitzungsteilnehmer erklären. Daß hinter den Antworten kein Geist steht, dem überirdische Erkenntnismöglichkeiten offen stehen, zeigt sich eklatant, wenn einmal eine Frage gestellt wird, die über den Wissensbereich der Anwesenden hinausgreift. Dann ergeht sich der „Geist" in allgemeinen Redensarten. So stellte Bradley dem Kontrollgeist des Mediums Mrs. Travers einmal eine Frage betreffend Einsteins Relativitätstheorie, von der Bradley selbst, wie er sagt, so gut wie keine Vorstellung hat. Der Geist Johannes sagte u. a. (S. 291): „Licht ist eine subtilere Essenz als ihr glaubt, und die Stellung der Planeten wird sich wesentlich verändert haben, bis ihr imstande sein werdet, die tatsächliche Entfernung zwischen ihnen zu berechnen. Es gibt viele Spaltungen in der Biegung des Lichts, und außerdem wird das Auge durch die Luminosität irregeführt." Diesen Unsinn hält Bradley offenbar für eine höhere Offenbarung. Es ist, nebenbei gesagt, meines Wissens bisher noch niemals gelungen, auf mediumistischem Wege in wissenschaftlichen Fragen aus dem Jenseits neue Aufschlüsse oder auch nur fruchtbare Anregungen zu gewinnen, und was einst K. A. Hager[1]) in dieser Hinsicht zusammengestellt hat, das hat sich durchweg als irrtümlich herausgestellt. Der ganze dritte Teil des Bradleyschen Buches ist den philosophischen Gedankengängen des Geistes Johannes gewidmet, die sich von früheren ähnlichen Kundgebungen, z. B. den inhaltlich schönen „Kundgebungen des Geistes Emanuel" (herausgegeben von Forsboom) durch die geringere Betonung des religiösen Moments unterscheiden, im übrigen aber nichts bieten, was über das Niveau gebildeter und aufgeklärter Menschen hinausginge, die einmal ein philosophisches Buch gelesen haben.

Wenn wir den Berichten Bradleys Glauben schenken wollen, so würden sie allerdings für gewisse supranormale Fähigkeiten der Medien Valiantine und Mrs. Leonard sprechen, insofern als — oft sogar mit überraschender Leichtigkeit — Mitteilungen zutage traten, die nur aus dem Inhalt des Unterbewußtseins oder des Wachbewußtseins der Sitzungsteilnehmer „abgezapft" sein können. Immerhin können wir manche Bedenken nicht unterdrücken, wenn wir erfahren, daß Valiantine dasjenige Medium ist, mit welchem die Untersuchungskommission des „Scientific American" Erfahrungen gemacht hat, die stark für Betrug sprechen[2]). Die bei Valiantine auftretenden physikalischen Phänomene, nämlich die im völligen Dunkel vor sich gehenden Bewegungen des Sprachrohrs, die Berührungen und die Erzeugung der „direkten Stimmen" wollen wir daher ganz außer Betracht lassen. Denn von einer Kontrolle des Mediums ist keine Rede. Auch Lady Troubridge und Miß Radclyffe Hall, die als Delegierte der S.P.R. vier Sitzungen mit Valiantine im Hause Bradleys beiwohnten, vermochten unter den gegebenen Verhältnissen zu keiner Beurteilung dieser Phänomene zu gelangen (vgl. unser Referat hier, 1926, Heft 4, S. 310). Hinsichtlich der intellektuellen Phänomene erlebten die beiden Damen manches Erstaunliche, unter der Voraussetzung, daß das Medium über ihren Bekanntenkreis nicht orien-

[1]) Hager, Mediumistische Lösung wissenschaftlicher Probleme. Leipzig o. J. (etwa 1896).

[2]) Vgl. „Der physikalische Mediumismus", 1925, S. 28—30.

tiert war. Sie können aber vieles geltend machen, was gegen die jenseitige Provenienz der Mitteilungen spricht. Graf Carl v. Klinckowstroem.

Arthur Conan Doyle: „Das Nebelland." Übersetzung von Eve Fritsche. Verlag Hugo Wille, Berlin NW 87.

Dieser Roman ist geschickt gezimmert, zeigt einen gewissen Schmiß in der Anlage und wird bei nicht allzu hoch gespannten Ansprüchen als Unterhaltungslektüre seinen Beruf erfüllen. Bei dem Verfasser der Sherlock-Holmes-Bücher ist das alles ja gewissermaßen selbstverständlich. Mit Kunst hat das Buch nicht das mindeste zu tun. Die lediglich auf äußere Spannung eingestellten Ereignisse werden in einer papiernen Alltagssprache schematisch heruntererzählt, und die eingelegten Dialoge wirken künstlich konstruiert und akademisch langweilig. Die Übersetzung hat in dieser Hinsicht offenbar den Charakter des Originals noch nach Kräften unterstrichen, und die Zahl der direkten Übersetzersünden ist überflüssig groß. Ein Beispiel: „‚Sie sind ein nichtswürdiger Lügner,' schrie Linden." Die Antwort lautet: „Das ist mir gar nicht eingefallen." Oder eine andere Blüte: „Ein Wink war von Mervins Lippen gefallen." Das mag genügen, denn für die Leser dieser Zeitschrift wird es wichtiger sein, Klarheit darüber zu gewinnen, in welcher Weise sich Conan Doyles Buch mit den okkulten Problemen auseinandersetzt.

Die okkulte Phänomenik bildet das eigentliche Thema vom Anfang bis zum Schluß, und man wird es Conan Doyle lassen müssen, daß er sich dabei, obwohl er ja ausgesprochener Spiritist ist, einer gewissen Unparteilichkeit befleißigt hat. Trotzdem weiß ich nicht, wem die Lektüre des Buches in dieser Hinsicht frommen soll. Denn wir stehen hier vor einer Mischung von Dichtung und Wahrheit, die ganz und gar nicht klärend und aufklärend, sondern viel eher verwirrend und irreführend wirkt. Richet, Flammarion und Geley — letzterer allerdings unter Pseudonym, das (für die Ahnungslosen) erst im Anhang gelüftet wird — treten persönlich im Buche auf, Seite an Seite mit den papiernen Gestalten Conan Doylescher Phantasie, und wo in der in verblüffender Fülle und Vielseitigkeit vorgeführten Phänomenik die Grenze zwischen Wissenschaft und Humbug, zwischen beglaubigter Tatsache und Märchen anzusetzen ist, kann höchstens der gründlich beschlagene Kenner des okkulten Gebiets, nie aber der Neuling oder bescheidene Laie feststellen. Der Kenner, der Forscher aber wird vermutlich Besseres zu tun haben, als sich im Nebellande Conan Doyles zu ergehen. So steht zu fürchten, daß nur Aberglaube und Wundersucht aus dem Buche Nutzen ziehen werden. Vermutlich geht man nicht fehl mit der Ansicht, daß Conan Doyle Besseres gewollt hat. Eberhard Buchner.

Eduard Hitschmann: „Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns." Intern. psychoanalytischer Verlag, Leipzig-Wien-Zürich 1926.

Der Autor, der mehrfach mit psychoanalytischen Pathographien (Schopenhauer, G. Keller, Swedenborg, Franz Schubert u. a.) hervorgetreten ist und in seiner Arbeit „Telepathie und Psychoanalyse" (Imago, 1923) die psychoanalytische Deutung gewisser telepathischer Phänomene versucht hat, beschäftigt sich hier mit dem berühmten Romancier Hamsun. Hamsun wurde in seiner Kindheit bis ins Jünglingsalter von einem düsteren Gespenst verfolgt, das eines Tages für immer verschwand. Der Autor weist, gestützt auf eine Kindheitserinnerung des Dichters, nach, daß dieser Gespensterspuk nichts anderes war als eine Halluzination eines angsthysterischen Kindes, befangen in den für jenes Alter typischen seelischen Einstellungen zu seinen Eltern. Im Anschluß an diese frühen seelischen Konflikte wird das Triebleben des Dichters, insoweit es in seinen Werken aus stereotyp wiederkehrenden Themen und psychologischen Zügen seiner dargestellten Personen sich verrät, erörtert, ohne daß wesentliche biographische Daten über denselben zur Verfügung ständen. Autoreferat.

Oskar Eichler: Die Wurzeln des Frauenhasses bei Arthur Schopenhauer. Eine psychoanalytische Studie. Marcus und Weber, Bonn 1926. (Arbeiten aus dem sexualpsychologischen Seminar.)

Eine auf gründlichem Quellenstudium beruhende Arbeit, die manches Richtige enthält, aber auch Behauptungen, die sich nicht beweisen, und Beweise, die sich nicht behaupten lassen. Insbesondere Stekels Ansichten werden herangezogen. Leider ganz übersehen hat der Autor des Ref. ausführliche Schopenhauer-Analyse aus dem Jahre 1913 (Imago, 2. Jahrg., 2. Heft), in der auch den Wurzeln von Schopenhauers Mutter- und Frauenhaß nachgegangen wird.

E. Hitschmann.

„Das Okkulte", Darmstadt 1923. O. Reichl Verlag. 158 Seiten.

Das Buch enthält drei Aufsätze verschiedener Autoren:

1. Graf Hermann Keyserling: „Von der richtigen Einstellung zum Okkulten." Die „richtige Einstellung" bedeutet eine Art Balkanisierung der Wissenschaft. Man solle nicht versuchen, die okkulten Erscheinungen vorurteilsvoll in die Begriffe und Theorien der bisherigen Naturwissenschaften hineinzupressen, sie „natürlich" zu erklären. Man solle die Erfahrungen dieses neuen Gebiets sammeln, ohne zunächst zu urteilen, und sich das zu ihnen gehörige Begriffssystem von selbst kristallisieren lassen. Der magisch Begabte, wie z. B. Steiner, ist anders organisiert als wir. Also können wir sein Schauen nicht schulmeistern, wir müssen ihn selbst psychologisch studieren, damit wir das Instrument unserer neuen Erkenntnis verstehen lernen, und seinen Aussagen dann Glauben schenken, auch wenn er vom unkontrollierbaren Jenseits redet oder uns über seine früheren, vorgeburtlichen Leben Auskunft gibt. — Das Ganze ein philosophisch eingekleideter Versuch, wie die Okkultisten deren so viele unternehmen, die unbequemen Forderungen der Kritik und logischen Methodenlehren los zu werden, von denen man sich in seinen mystischen Träumen gestört fühlt. Keyserling hat ja in einem recht: Wir ahnen und fühlen manche neue Wahrheiten im Okkultismus, z. B. Telekinese, Strahlungs- und Aurawirkungen, deren Feststellung wir oft ganz nahekommen, ohne daß wir sie von den Einwendungen der Kritik befreien können. Wir brauchen solche gefühlte Erkenntnis nicht wegzuwerfen, wir können sie als Hypothese, Ahnung, Glaube, als Randbemerkung mit Fragezeichen zu unserer Weltanschauung gelten lassen. Aber warum sollen diese Erkenntnisse zweiten Grades durchaus „Wissenschaft" heißen, da sie doch deren Bedingungen nicht erfüllen?

2. Karl Happich: „Experimente und ihr Gewicht." Anlaß zu der vorliegenden Gesamtveröffentlichung des Darmstädter Philosophenkreises gab die Entdeckung eines Mediums von sehr universeller Begabung, des jungen „Magnetopathen" H. B., durch den Grafen Keyserling. Mit ihm hat Dr. K. Happich, leitender Arzt mehrerer Darmstädter Krankenhäuser, vielseitige Versuche angestellt: Er betrachtet sie selbst nicht als solche, deren Resultate schon als endgültig und gesichert anzusehen sind, sondern mehr als „schätzbares Material"; und er hat recht mit dieser vorsichtigen Bewertung, denn allen diesen Versuchen fehlt die hauptsächliche Exaktheitsbedingung: die Unwissentlichkeit. Dr. Happich ist überall zugegen und weiß stets, was H. B. erraten soll. Bei solchem Verfahren läßt sich unabsichtlicher Selbstverrat, entweder durch Telepathie oder durch unwillkürliche Zeichengebung, nie mit Sicherheit ausschließen. Vor allem wurde H. B.s Fähigkeit als sensitiver Diagnostiker geprüft. Dr. Happich führte ihn, der sonst nie in Berührung mit den Insassen des Krankenhauses kam, in einen der allgemeinen Säle zu einem von ihm selbst vorausbestimmten Patienten. H. B. ergriff dessen Hände und hielt sie 15—40 Sekunden lang. Er behauptete, dabei an derselben Stelle, wie der Kranke, ähnliche Beschwerden zu fühlen. Gesprochen wurde kein Wort. H. B. beobachtete den Kranken nicht wie ein Arzt, sondern hatte die Augen meist geschlossen. Dann führte Dr. Happich den jungen Mann auf den Korridor, wo dieser, aufgeregt

und seinen Körper betastend, die Krankheit zu beschreiben versuchte. Was dabei zustandekam, stand etwa auf dem Niveau der analogen Versuche von Richet: Es waren zum Teil Fehldiagnosen, manchmal konnte ein richtig angegebener Punkt angesichts der Vagheit der sonstigen Angaben Zufall sein, höchstens in 1—2 Fällen dürfte ein den Zufall überschreitendes Erfühlen vorliegen. Praktischen medizinischen Wert kann diese Gabe nicht haben, erstlich nicht wegen ihrer Unsicherheit, und zweitens wird nicht die Art der Krankheit, sondern nur Art und Ort des Schmerzes gefunden, also das, was schließlich der Patient ebensogut selbst sagen kann. — Einige kryptoskopische Versuche sind wegen gänzlichen Fehlens der Unwissentlichkeit kaum eine Bereicherung unseres bisherigen Wissens. Von einer Anzahl psychometrischer Versuche gelangen zwei recht gut, ebenso ein Versuch, bei dem H. B. einer Dame, deren Hand er ergriffen hatte, schildern konnte, wie es in ihrem nie von ihm gesehenen Hause aussah und in welcher Lage sich dessen Bewohner augenblicklich befanden. Doch konnte H. B. auch hier sämtliche Aussagen dem Bewußtsein der Anwesenden entnehmen, im letztgenannten Falle freilich mußte die betreffende Dame erst ihre ursprünglichen Annahmen durch nachträglich einfallende Erinnerungen korrigieren, um das zu bestätigen, was H. B. ausgesagt hatte. Ferner wiederholte Dr. Happich mit seinem Medium, anscheinend vom Grafen Keyserling angeregt, die „Rückführungsexperimente“ de Rochas': Der hypnotisierte H. B. wurde durch Suggestion in seine Kindheit zurückversetzt, dann in die Zeit seiner Geburt, seines embryonalen Daseins, in das „blaue Land“, in dem er vor seiner Entstehung als bläulicher Lichtfleck existiert hatte, genährt von der zentralen Kraftquelle, dem weißen Licht. Schließlich führte ihn Dr. Happich in verschiedene frühere Leben zurück, zwischen denen sich die Seele stets in ihr blaues Land zurückgezogen hatte. Dr. Happich verkennt nicht, daß H. B. in spiritistischen Zirkeln verkehrt hatte und die meisten dieser Seelenwanderungsideen dort kennen gelernt haben konnte. Er wundert sich aber, daß H. B., der noch nichts von solchen Rückführungsexperimenten wußte, trotzdem sofort auf sie in der gleichen Weise reagierte, wie früher andere Medien bei anderen Experimentatoren. Auf die Gefahr hin, der „Schule der Weisheit“ als unphilosophischer Kopf zu erscheinen, muß ich bekennen, das dieses Thaumazein, dieses Sichwundern, bei mir nicht zündet. Ich habe selbst Rückführungsexperimenten beigewohnt und war mir ganz klar darüber, daß der Hypnotisierte, den man durch Fragen zu Aussagen über eine angebliche Lebenszeit vor seiner Geburt und Entstehung hindrängte, selbst dann, wenn er nie etwas von den Ideen der Pythagoreer und Platoniker, der Buddhisten, der Anthroposophen über Seelenwanderung gehört hätte, sie in diesem Augenblicke hätte erfinden müssen, weil ihm die Fragen gar keine andere Möglichkeit übrig ließen.

3. Graf Kuno Hardenberg: „Medialität und Künstlertum.“ Halb Novelle, halb wissenschaftlicher Essai, variiert in sehr ansprechender Form den Gedanken, daß die beiden im Titel angegebenen Begabungen nur verschiedene Anwendungsformen der gleichen Anlage seien.

Richard Baerwald.

W. v. Gulat-Wellenburg, Okkultismus, eine psychiatrische Angelegenheit? In: „Der Querschnitt“. 6. Jahrg., September 1926 (Heft 9), S. 657—663.

Sanitätsrat Bruhn hatte in seinem Buch „Gelehrte in Hypnose“ (siehe hier 2. Jahrg., Heft 1, 1926, S. 85) gewisse Charakteristika zur Psychologie der okkultistischen Forscher unter einem bestimmten Gesichtswinkel dargelegt und dabei auf deren eingeengten Bewußtseinszustand sowie auf ihr „Traumdenken“ hingewiesen. Da der Gesichtspunkt der Hypnose offenbar nicht zutrifft bzw. nicht das Wesen der geschilderten psychologischen Eigenarten trifft, und da Bruhn in seinen Schlußfolgerungen, von dieser schiefen Prämisse ausgehend, zu weit geht, so hat er es seinen Gegnern leicht gemacht, die Schwächen seiner Beweisführung

aufzuzeigen. Dadurch ist der richtige Kern der Bruhnschen Gedankengänge nicht zur Geltung gekommen. In dem vorliegenden Aufsatz hat der Psychiater Dr. v. Gulat-Wellenburg nun herausgearbeitet, was dem Denken des Okkultisten tatsächlich das Gepräge gibt und bei ihm zuweilen zu Hypothesen führt, die einer gesunden Logik ins Gesicht schlagen.

Wenn z. B. ein telekinetisches Medium in der Dunkelsitzung eine Klingel bewegt, deren Stiel heimlich mit roter Farbe bestrichen war, und man findet nachher an der Trikothose des Mediums die deutlichen Abwischstreifen, so sieht der gläubige Okkultist darin nicht ein Betrugsindizium. Er nimmt lieber an, das „teleplastische Organ" habe beim Zurückgehen in den Körper des Mediums diese Farbspuren auf der Hose des Mediums hinterlassen. Gulat nennt keine Namen, er denkt hier aber an einen auch mir bekannten konkreten Fall. Das Beispiel ist also nicht etwa von ihm erdacht. Diese eigenartige Logik ironisiert schon F. Maack in Heft 8 seiner „Wissenschaftl. Zeitschrift für Xenologie", 1901, S. 91. Daß die Spiritisten schon von je so argumentierten, zeigt eine Stelle in Barnums „Humbugs of the World", 1866, S. 106.

Jahrelang experimentiert der okkultistische Forscher mit Medien, ohne wegen der ihm aufgezwungenen Versuchsbedingungen zu einem klaren und eindeutigen Endresultat zu gelangen, das er durch plötzlichen Zugriff oder durch eine unerwartete Blitzlichtphotographie im richtigen Moment mit einem Schlage erreichen könnte. „Die Literatur zeigt, daß diese Art des Denkens bei den inveterierten Forschern völlig zur Regel geworden ist." Wie läßt sich das erklären? Nicht durch „Hypnose", die urteilendes Denken ausschließt. Wir stehen hier vielmehr vor einer psychologischen Erscheinung, die auch auf anderen Gebieten in allen möglichen Abstufungen auftritt, z. B. in der Parteipolitik oder in relgiösen Sekten. „Einmal kann", sagt Gulat, „die Art der Materie, mit der der Forscher sich beschäftigt, eine Veränderung des Denkens zur Folge haben. Oft ist es aber auch so, daß bestimmten Gebieten des Denkens nur vordisponierte Menschen sich zuwenden. Gewissen Gedankensystemen hat von jeher eine besonders anziehende und suggestiv wirkende Kraft innegewohnt. Es sind besonders jene, die das Gepräge des Geheimnisvollen an sich haben. Was als geheimnisvoll angesehen wird, ändert sich mit dem Stande der geistigen Entwicklungsstufe der Menschen." Bei den okkultistischen Forschern steigert sich mit der immer aufs neue wiederholten Geduldsprobe die Wunscheinstellung auf ein bestimmtes Endresultat, wobei auch der Ehrgeiz zum Teil mitwirkt. „Wenn dem Suchenden das Ziel besonders wertvoll geworden ist, wenn eine lange Jahre hindurch gehegte Hoffnung ihn sich hat hineinleben lassen in das Problem, so wird instinktiv auch schließlich alles abgelehnt, was die Hoffnung auf Erreichung des Zieles illusorisch machen könnte. Diese Denkverwandlung gerade hindert deshalb den okkultistischen Forscher auch an dem sofortigen Zugreifen da, wo jeder Unbefangene die Lösung der Frage als nur im augenblicklichen Handeln gelegen erkennt und als selbstverständliche natürliche Reaktion für notwendig empfindet. Der okkulte Forscher rennt hinter seiner a priori gefühlsmäßig bedingten Theorie her; er versucht sie nur durch Experimente zu stützen." Es handelt sich hier also nicht eigentlich um vorbehaltlose Versuche, sondern um Demonstrationen mit einem vorher gesteckten Ziel: „Die Prämisse, von der aus geforscht wird, ist schon ein integrierender Teil des Forschungs- und Beweiszieles." „Solche Geistesgeartetheit kann beim Menschen von Natur aus bedingt sein. Wir finden sie überall, wo eine sektierende Lehre geglaubt, kultiviert und mit Fanatismus propagiert wird. Aber diese Art Mentalität bildet sich oft auch an einem bisher davon frei gewesenen Menschen heraus und ist ihm dann ein natürlich Gewordenes." Er wird, ohne es zu merken, zum gläubigen, kritiklosen Anhänger einer suggestiv wirkenden Führerpersönlichkeit. „So kann allmählich eine die ganze Persönlichkeit überlagernde, ins Überwertige gesteigerte Idee entstehen." Der Suchende verfällt der Suggestion, ohne es zu ahnen, daß er die Freiheit des Urteils verloren hat. „Infolgedessen scheinen sich ihm die Erlebnisse und Beobachtungen

als passend in seine Idee einzuordnen, er wandelt also eigentlich in einem Wahn. Es ist in einem Ausschnitt seines Geisteslebens eine Art von Traumwandel eingetreten. Solche Menschen haben durch ihre nicht zu erschütternde Überzeugung auch die Kraft, andere, selbst minder empfängliche, in dieselbe Einengung zu bringen. Man begegnet ihnen auch unter den Führern politischer Neuerung. Steht der okkulte Forscher unter solcher Suggestivwirkung, so sehen wir seinen Einfluß auch auf Zeugen und Beisitzer wirken. Ganz skeptische und vorsichtige Besucher selbst lassen sich von ihm allzu leicht verführen, Zeugnisse auszustellen über Vorgänge, die ihnen bisher ganz undenkbar... erschienen sind, über Vorgänge, von denen sie gleichzeitig zugeben, sie infolge Dunkelheit und Lärmstörung nur mit halben Sinnen wahrgenommen zu haben."

Damit erscheint Bruhns „Traumdenken" ohne gekünstelte Annahmen auf das richtige Maß zurückgeführt.

Verf. kommt dann noch kurz auf Psychosen zu sprechen, die auch bei okkultistischen Forschern vorkommen und dann zu wahnhaften Beziehungsdeutungen führen können.

Der prinzipielle Wert der Gulatschen Ausführungen kann auch in keiner Weise dadurch berührt werden, wenn es einmal gelingen sollte, mit Hilfe einer verbesserten Methodik einwandfrei die Existenz telekinetischer Kraftäußerungen festzustellen. Denn es handelt sich ja nur um die Exemplifizierung einer allgemein menschlichen Erfahrung auf ein bestimmtes Gebiet.

Graf Carl v. Klinckowstroem.

Lena Voß, Der Mensch und seine Götter. Verlag für Kultur und Menschenkunde, Berlin-Lichterfelde 1926.

Die Schrift ist ein Versuch zur Aufstellung einer menschlichen Typenlehre auf Grund der astrologischen Überzeugung vom Einfluß des „Aszendenten" (d. h. des bei der Geburt am Horizont aufsteigenden Tierkreiszeichens) auf Gestalt und Wesensart des Menschen. Die Problemstellung zielt demnach auf eine Verbindung der Astrologie mit den Hauptfragen der Physiognomik und der Charakterologie. Die Ausführungen erheben sich in mancher Hinsicht merklich über das durchschnittliche Niveau ähnlicher Versuche. Die mit großem Feingefühl begabte Verf. verfügt zweifellos über ein ausgezeichnetes Beobachtungsvermögen und einen guten Fond charakterologischer Erfahrung, aber von dem Wissen um den eigentlichen Umfang und den Tiefgang der Probleme ist sie nicht belastet. Von der aus der Mehrzahl der Veröffentlichungen über astrologische Fragen bekannten fabelhaften Leichtigkeit im Zusammenzimmern eines allgemein-philosophischen Unterbaus ist auch dieses Buch nicht frei. Bei der Durchsicht des -- an sich geschickt und instruktiv ausgewählten — Bildermaterials kommt der Mangel einer kritischen Einstellung und die Neigung zu übereilten Verallgemeinerungen am deutlichsten zum Bewußtsein.

Auf jeden Fall vermag die Schrift in gewissem Umfang einen Begriff zu geben von den in der astrologischen Gesamttradition sich bergenden reichen Schätzen charakterologischer und physiognomischer Einsicht. Und zugleich ergibt sich wieder einmal Veranlassung zu dem Hinweis, daß unsere heutige Wissenschaft allen Grund hat, sich diesem Gebiet gegenüber, aus dem sich mannigfache Bereicherung ziehen läßt, nicht dauernd spröd zu verhalten.

Dr. Friedrich Seifert.

Albert de Rochas: „Die Ausscheidung des Empfindungsvermögens." Experimentelle und historische Studie. Deutsch von Helene Kordon. Verlag Max Altmann, Leipzig 1925.

Die im hypnotischen Zustande beobachteten Ausstrahlungen in Lichtform (das Od von v. Reichenbach) sind nach de Rochas' Meinung ein Beweis für die Ausscheidung des Empfindungsvermögens. Er kondensiert diese Strahlen in einem Glase Wasser, in einer Wachspuppe, die von der Somnambulen zwischen

den Händen gehalten wird, oder auf andere Weise, zeigt nachher, wie Stiche in das Wasser, Kneipen von dessen Oberfläche ebenso von dem Versuchsobjekt gespürt wird wie ein Stechen in das Wachs oder Schneiden oder ähnliches. Die mittelalterliche Behexung ist nichts weiter als dieses. Hierbei wirkt der Wille des Behexers direkt als Kraft, durch Beschwörung kann eine Vermittlung bösartiger Geister bewirkt werden, durch Gegenstände, welche mit dem Behexten in Berührung waren, können bestimmte physische Wirkungen erzielt werden. De Rochas beschäftigt sich allein mit dieser dritten Art. Kapitel über das Sympathiepulver, die magnetische Heilung der Wunden, die Übertragung von Krankheiten und Maxwells Theorien schließen sich an (wobei der um 1678 lebende Schotte, der Vorgänger Mesmers, gemeint ist). Es folgen 15 Anmerkungen über allerlei Fragen, welche in den Kapiteln des Werkes behandelt waren und die die zweite Hälfte des Buches füllen.

Soweit aus dem zu kurz geschilderten Tatsachenmaterial sich erkennen läßt, handelt es sich im wesentlichen um Suggestion und Gedankenübertragung.

Die Lektüre des Buches ist kein reiner Genuß, die Übersetzung ist oft mangelhaft und raten wir dem ernsten Forscher, die französische Originalausgabe zu studieren, welche bedeutend leserlicher ist. Sollte der Verlag zu einer Neuauflage schreiten, so möge er einen mit der Materie durchaus vertrauten Fachmann zu Rate ziehen, der sowohl die französische als auch die deutsche Sprache beherrscht. Ein Einarbeiten der Anmerkungen in den Haupttext wäre eine wesentliche Verbesserung des Werkes, eine genaue Wiedergabe der literarischen Nachweise wäre anzustreben und durch Register das Ganze zugänglicher zu machen. Alb. Hofmann.

Dr. Rudolf Hein: „Der Fluidalkörper des Menschen als Grundprinzip jedweder okkulter Erscheinungen und seine Beziehung zu naturwissenschaftlichen und medizinischen Gebieten." Verlag Max Altmann, Leipzig 1922.

Ein Bekenntnis zum Spiritismus, das weniger absurd anmutet als viele andere. Ein erfahrener Arzt erläutert das Werden des Menschen, die Einflüsse bei der Zeugung und weiterhin auf die geistige und körperliche Entwicklung der Frucht als Kondensation des Fluidalkörpers. Das Buch besteht aus zwei Teilen. Der erste ist „medial" niedergeschrieben, angeblich ohne jede Beeinflussung der Kontrollpersonen — in Wahrheit wohl nichts weiter als durch Gedankenübertragung und Suggestivwirkung auf das Medium erzeugt — und fügt die bezüglichen ärztlichen Erläuterungen hinzu. Letztere ergeben klar den Zusammenhang beider Teile und ihre Entstehung im Geiste ihres Schreibers. Das Buch liest sich angenehm, ist aber ohne näheres Interesse für den Kreis unserer Leser.

Alb. Hofmann.